Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreiundfunfzigster Band.

Die Schwägerinnen. Erster Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Schwägerinnen.

Niemand kann beständig sein:
es gebe ihm denn Gott!
Petrarca.

Wir versetzen unsere Leser bei dem Anbeginn dieser Geschichte in ein weites Gemach des aufgehobenen Stiftes der Cisterzienserinnen zu Sanct Capella, nahe dem Städtchen Leidthal. Dieses Zimmer viel zu großartig, um wohnlich zu sein, bietet eine überraschende Aussicht dar, und zeigt noch die Spuren klösterlicher Pracht. Seltsam vereint werden hier die religiösen Begriffe aller Zeiten anschaulich; doch mit gemischtem Gefühle siehet man: die Gegenwart herrscht vor. An dem Plafond rollet der feurige Wagen des Elias. Wie zu vielen tausend Malen mochten seit dieser Himmelfahrt die Sonnenrosse ihren Lauf vollendet haben! Aber jene Flammen sind erloschen, und der Prophet erscheint nur noch als ein grauer Schattenriß seiner Zeit. Scenen des römischen Cultus geben den leeren Wänden ein sinnvolles Interesse, und über erblaßten Martern der eifrigsten Bekenner ihres Glaubens hängt Doctor Martin Luthers Bildniß glorreich in einem Rahmen von echter Bronze. Die erhabene Arbeit über dem Kamin von schwarzem Marmor zeigt ein Autodafé, und die darunter lodernde Gluth, welche die Jahreszeit und der Raum des Zimmers erfordert, dient dazu, dies Relief zu beleuchten mit einem Schauer für die Phantasie, der fast die Wohlthat der empfundenen Wärme vernichtet. Die Möbeln sind theils veraltet und doch pomphaft, theils von neuer, brauchbarer Form und höchst einfach. Das hochleh-

nige Canapee, welches gradaufstrebend und in der Mitte altarförmig zugespitzt, sich gegen die Wellenlinien einer modernen Bergère etwa verhält, wie die feierliche Anständigkeit der Etiquette zu der nachlässigen Ruhe der Schönheit — nimmt sich in dem überladenen Zierath geflügelter Kinderköpfe sogar kirchlich aus. Ueber den Häuptern der Cherubim prangt der Erzengel Michael in goldnen Waffen, und der gerissene Sammet auf dem Sitze dieser kleinen Engelsburg erinnert mit leiser Beziehung in der Farbe verblühter Veilchen an den Purpur der Eminenz. — Der venetianische Spiegel erreicht seine ungemeine Breite und Höhe durch eine Einfassung von Tritonen und Delphinen, welche in kunstreichen Verschlingungen um die glänzende Fläche spielen, worin mancher geistliche Vollmond aufgegangen war. — Oben thronen die Meergötter ersten Ranges, und im Vordergrunde — so zu sagen — steigt Anadyomene aus der klaren Masse an den Bord von Silber. Das Auge des Reformators grade auf diesen Punct gerichtet, scheint finster an dem heidnischen Unwesen zu haften, indeß ein kaum merklicher Zug frommer Ironie den Ernst des Mundes mildert, der wohl stärkere Pfeiler erschütterte als den, der die reizende Gestalt der Liebe in den Mauern der Entsagung trägt. Die Morgensonne des elften Novembers ging eben auf und bestrahlte mit blendendem Licht die Abtei, welche ihren majestätischen Schatten über die öden Felder ausbreitete. Der Reif der kalten Nacht schimmerte wie Candis an den falben Resten der Weide, und die herbe Miene des heiligen Bernhard von Clairvaux, dessen Statue am Rande einer dunkeln Cisterne stand und tiefsinnig hinabschauete, war wie mit Zucker bestreut. — An einem Fenster des beschriebenen Zimmers saß eine Frau, von der wir sagen müssen, daß sie

über die Jugend hinaus und weit entfernt von jener gefälligen Anmuth sei, die unter keinem Gesetz der Zeit steht, ohne sie deßhalb dem achtsamen Interesse unserer Leser entrücken zu wollen. Der häusliche Anzug, beinahe matronenhaft bescheiden, paßte den Formen einer Figur nett an, die in ihrer Haltung Charakter verrieth. Das Häubchen, ohne die mindeste Keckheit dieses Putzartikels, der einen guten weiblichen Kopf seltner beschattet, als in das vortheilhafteste Licht setzt, und sich oft in dem kleinsten Kniff sichtbar macht — schloß sich dicht an ein Oval von regelmäßigem Schnitt. Die Beschäftigung dieser Frau schien mit der bewußten Strenge, welche sich in ihrem Aeußern offenbarte, in keiner Verbindung zu stehen. Sie wand eine Guirlande von Immortellen, die aufgehäuft in einem flachen Körbchen, in bunter Menge und Mannigfaltigkeit zur Auswahl vor ihr lagen. Sie schien so ganz in sich und in diese feiernde Frületarbeit versenkt zu sein, daß selbst der Sinn des Gehörs ihre Seele nicht auf das lenkte, was ein junges Mädchen an ihrer Seite aus der Bibel vorlas. „Wirst Du dafür die Schmerzen eines Betrübten haben —"; diese verkündenden Worte des Jesaia sprach die klare süße Stimme mit einem schüchternen Beben der Ahnung, und hielt inne. Die Sonne blitzte herein und warf lange herbstliche Strahlen durch die Scheiben. Der blonde Scheitel des Mädchens erglänzte, die metallne Brüstung am Fenster funkelte wie gediegenes Gold, und die leblosen Blümchen badeten sich in diesem ewigen Glanze.

Das Mädchen erhob das Auge blau und tief wie der Himmel, um einen Blick in die Aussicht zu richten, welche in der schönsten Morgenbeleuchtung im melancholischen Reiz der sterbenden Natur sich in das Unabsehliche verlor; und

der Mund, auf dem noch die traurige Voraussagung des israelitischen Sehers schwebte, lächelte so entzückt, als sähe dieser Blick in eine verklärte Welt.

Da öffnete sich die Thür, und ein feines jugendliches Gesicht, dem ein schlanker Körper folgte, schauete mit hellen braunen Augen herein. Ein leichtes Abschrecken bei dem Hinblick auf die schweigsame Gruppe am Fenster und die spöttische Unlust, an dieser stillen Betrachtung und an dem trocknen Gewinde Theil zu nehmen, sprach sich in diesen beweglichen Zügen aus.

Wie leise dies Geräusch nun auch gewesen war, die ältere Frau hatte es dennoch vernommen. Sie wendete das Auge, und ein flüchtiges Roth überlief ihre Wange, zweifelhaft, ob als Wiederschein der Lohe des Kamins, oder durch die Erscheinung in der Thür erregt. Diese huschte mit zarten Füßen über das Getäfel der Diele, blinzelte hinter dem Rücken des Mädchens in das heilige Buch und sprach zwischen Schalkheit und Pathos: „Hebet Eure Häupter auf — thut Euer böses Wesen von Euch — o! ich weiß auch, was hierin steht.“ Dabei legte sie eine seidenweiche Hand, der man keine Distellese im Garten der Ehe ansah, obwohl ein Trauring an ihrem Goldfinger blinkte — unter das gesenkte Kinn der Aelteren und sprach: „Bist Du mir noch böse, Fabia? Sei gut! ich kann Dich nicht schmollend wissen, und so lasse ich meinen Wunsch fallen.“ Bei diesen nähernden Worten beugte die hübsche junge Frau sich mit versöhnender Anmuth herab, so daß ihr warmer Athem wie ein schmeichelndes Lüftchen diejenige anwehete, welche sie frostig aufnahm.

Fabia hob den Kopf ein wenig und erwiederte: „Ich dachte es wohl, daß Du zur Vernunft kommen würdest —“

und indem ihr Auge die weiblich-optische Kunst übte, die da scheel sieht, ohne einen offnen Blick zu gönnen — setzte sie hinzu: „Daß Du Dich nicht erkältest, Therese! Du gehest so bloß.“ — Sie reichte ihr eine Nadel, zugleich stach der Blick, doch nicht in das kleine Schalytuch, welches den wunderschönen Hals und Busen lose umflatterte, sondern in diese Blöße selbst. —

Therese steckte die Nadel verloren ein, aber nicht diese Antwort, welche sie sichtlich zu verdrießen schien, und nun auch die Stimmung ihrer gutmüthigen Abbitte um einen tiefen Grad fallen machte. Erglühend sprach sie: „Es ist schon geschehen. Du irrest, Fabia, Du irrest, sage ich Dir, wenn Du Deine hartnäckige Weigerung, in einen harmlosen Scherz einzugehen, für vernünftig hältst. Und wenn ich es zu vergessen suche, daß Du mir und dem Bruder eine Freude verdirbst, so geschiehet es nur, weil ich Dich dieses abtödtenden Eigensinnes wegen am meisten bedauere.“ Fabia erröthete sehr. Sie lös'te schnell ein kleines Schlüsselbund von ihrem Gürtel und gab dem Mädchen einen entfernenden Auftrag. Dann sprach sie, und ein krampfhaftes Zucken unterdrückten Zornes flog um ihre Lippen: „Diese Aeußerung ist ganz in Deinem Geiste. Spare Dein Mitleid für Dich selbst, Therese, Du wirst es einst brauchen. Herr der Güte! muß ich mich so behandeln lassen in Gegenwart des Kindes? Hast Du keine Achtung für mich und meine Sinnesart, so solltest Du doch Josephinens Jugend schonen. Willst du das Mädchen auch verderben?“

Theresens Stirn flammte. In größter Aufregung entgegnete sie: „Verderben? auch? Wer ist verdorben? Ich muß bitten, daß Du Dich in Deinen Ausdrücken mäßigest. Ein verderbtes Herz trachtet nach Schaden, ist feindselig und

mißgünstig; ich aber gönne der ganzen Welt ihr Vergnügen, wenn sie mir nur das meine läßt."

Fabia stand auf. Mit einem gewissen Hervortreten ihrer Meinung, doch das innerste Gefühl noch immer bezwingend, sagte sie: „Ich hasse nun einmal jede Falschheit, und halte Verstellung, von welcher Art sie auch sei, für Sünde. Und Comödie spielen ist eine solche."

„O! die schlimmste ist es nicht —" entgegnete Therese, „es ist nur eine kleine ergötzliche Lust." Und indem dieser verwehrte Genuß in allem Schimmer der Einbildungskraft vor ihrer Seele stand, so daß es ihr vor den Augen flimmerte, in welche Thränen des Verdrusses drangen, rief sie verblendet von Schmerz und dem Reiz jener zerrinnenden Illusion aus: „Der arme Cölestin! es würde ihm ein köstlicher Spaß gewesen sein! Du aber wirst ihm mit tiefsinnigem Ernste einen Kuchen backen und ein Capitel aus der Bibel lesen."

Fabia erbleichte. Sie sagte schneidend: „Dies dürfte ihm heilsam sein, wie Dir. So höre nun dies: Die Du in Wollust lebest und so sicher sitzest, und sprichst in Deinem Herzen: Ich bin's, und Keine mehr. Ich werde keine Wittwe werden —" die Hand, welche Fabia auf diese Stelle legte, zitterte stark, und ihre Stimme wankte, als sie das Wort: „Wittwe" aussprach, als läge in diesem Verhältniß jene erschütternde Beseitigung, die dem Unglimpf freies Spiel erlaubt.

Aber mit einem Lächeln unsterblichen Leichtsinns wies Therese den Vorwurf der biblischen Prophezeihung von sich ab. Sie kannte die Selbständigkeit der frommen Fabia und ließ sich nicht irren. Statt des unnützen Gezänks um eine bereits aufgegebene Sache warf sie die Last dieser Scene

über die Seite, und sprach: „Genug des Aergers. Nochmals, ich verzeihe Dir, was Du auch gegen mich denken mögest. Du thust mir leid, denn Du kannst nicht anders."

Dieser Ton der Ueberlegenheit eines Gemüths, welches die schroffe Fabia so tief unter sich glaubte, steigerte ihre Erbitterung aufs äußerste. Sie wollte sprechen — aber Therese wendete den Fuß und prallte an einen jungen Mann, der unbemerkt von den streitenden Parteien eingetreten war, und nun als Schiedsrichter vor ihnen stand. — Es war Herr Prälat, der Administrator des Stiftes, dessen Schwägerinnen wir in den beiden Damen vorläufig kennen gelernt haben. Der Zufall hatte es seltsam gefügt, daß ein Mann, der so hieß, Vorsteher dieses weiland geistlichen Hauses würde; allein ein Blick auf seine Persönlichkeit reichte hin, ihn selbst von dem Begriff seines Namens zu unterscheiden. Diese Gestalt, der eines Großwürdenträgers der Kirche durchaus nicht ähnlich, ragte über das gewöhnliche Maß hinaus, und schien von innerer Thätigkeit zu sehr angeregt, um völlig zu sein; das schmale etwas blasse Gesicht hatte mehr den Anschein einer kränklichen und deßhalb enthaltsamen Beschaffenheit des Körpers, als den eines klosterherrlichen Lebens in bona pace, und dieses gebietende Auge, obgleich getrübt — war voll Feuergeist; aber der köstliche Wein, der einst in den Kellern des ehemaligen Klosters lagerte, glüht minder tief, als jener Blick.

Er schlang seinen Arm mit brüderlicher Traulichkeit um Theresens schlanken Leib, sie aufzuhalten, und sprach: „Wohin so eilig? Was ist's? Du schweigst, Fabia? und Dein Auge verbirgt Thränen? Ich will nicht fürchten, daß ein Zwist — stehe Du mir doch Rede, Therese!" Mit diesen

dringenden Fragen flog der betroffene Blick des Administrators von einer Schwägerin zur andern.

Therese aber strebte fort. Als wünschte sie der weitern Verantwortung nun los und ledig zu sein, entwand sie sich ihm und sprach flüchtig: „Es war so wichtig nicht — lasse es Dir nur von Fabia erzählen.“ Vielleicht war es eine kleine Rache, daß Therese im sichern Gefühl, für wessen Sache der Schwager sich entscheiden würde, den Vortheil des Vortrags Jener überließ.

„Nein, bleib!“ forderte der Administrator, „so sprich doch Fabia! ich will es wissen! werde ich es nicht erfahren?“

Mit niedergeschlagenen Augen und gekränkter Stimme sprach Frau Fabia: „Ich muß Dich ersuchen, mein Bruder, daß Du mich in Zukunft vor Beleidigungen schützest, die ich länger weder ertragen kann, noch darf. Meine stille Weise will ich immerhin verspotten lassen; aber das Heiligste soll man mir nicht antasten. Das greift mich an die Seele.“ Sie brach in heißes Weinen aus, und Fabia weinte selten oder nie. Des Schwagers Auge traf Therese. Diese aber hielt den zürnenden Blitz aus, der nicht zündete, zuckte vornehm mit den runden Achseln, als beklage sie die Erbärmlichkeit der Anklage, hob den Blick zu den Wolken der Decke und sprach: „Welch ein Aufheben um Nichts! Ich will es Dir in Kürze sagen. Wir waren am Sonntag Abend bei Gottschalks drüben fröhlich, führten Sprichwörter, Charaden auf —“ „Erlaube!“ fiel hier Fabia ein, mit einem Tone, der nicht im Klange einer abhängigen Bitte an die Wortführerin erging, „das ganze Gebiet üblicher Gemeinplätze reichte nicht aus für dieses muthwillige Treiben — denn Narrenspiel will Raum haben — man suchte ihn auf kirchlichem Boden. Die reiche Sprache mußte, schnöde genug,

eine Benennung hergeben, um die geistig Armen lächerlich zu machen. Sie spielten Wiedertäufer, und das heilige Sacrament ward an dem Töchterlein der Gerichtshalterin verhöhnt."

„Ich sehe nichts Uebles dabei," sagte der Administrator begütigend nach einer kleinen Pause, „jene rasende Rotte hat die Taufe auf eine frevle Art gemißbraucht."

„Ach!" sagte Therese lachend, „von irgend einem Frevel konnte ja überhaupt die Rede gar nicht sein. Wir waren nur lustig, ich versichere Dich, lieber Cölestin, und der alte Halderich brachte jenes Wort in Vorschlag. Bei den Silben „Täufer" sah Gottschalk als Bierfürst so fürchterlich possirlich aus, daß wir Alle vor Lachen sterben zu müssen glaubten. Ich, die Tochter des Herodias, tanzte kosackisch vor ihm — der starke Punsch war mir ein wenig in den Kopf gestiegen. Dann zogen wir uns schweizerisch an, die Gerichtshalterin brachte eine zinnerne Barbierflasche, ein Urerbstück — zur Taufkruke herbei, und an Helene trieb ihr Vater den Teufel der Widerspenstigkeit und des Muckerns aus, der die Kleine bisweilen plagen soll. — Wem, ich frage Dich, geschah nun hierbei ein Leides?"

„Fabia!" sprach ihr Schwager sanften, tiefen Tones; er hätte die höchste Vernunft, den Gott des Friedens selbst mit keiner andern Stimme anrufen können. Doch Fabia antwortete mit erzwungener Ruhe: „Höre nur weiter! es kommt noch besser."

„Ja," rief Therese leidenschaftlich, „höre nur weiter! es kommt noch schlimmer. Es ward immer hübscher, bei Gottschalk's nämlich. Wir kamen mehr und mehr in den Zug, und endlich auf den Einfall, Dir zu Deinem Geburtstage künftigen Monat ein kleines Schauspiel zu ver-

anstalten. Dieser Plan, einstimmig aufgenommen, machte uns unsägliches Vergnügen in der Idee. Doch Fabia, als Schlüsseldame des Hauses, verweigerte uns zur Ausführung das Local und ihre Theilnahme. Wir wünschten das grüne Bogenzimmer für diesen Zweck, und baten, daß sie eine kleine alte anspruchslose Rolle übernähme."

Ein Schatten jugendlicher Ansprüche veränderte hier die Züge der ernsten Fabia, welche kalt und schweigend wie eine Büste zuvor gewesen. Sie warf einen Blick unaussprechlicher Verachtung auf ihre Schwägerin und sprach: „Freilich, mit einer Inamorata warst Du so gütig, mich zu verschonen — die spielst Du selbst."

Therese hielt es vermuthlich nicht für nöthig, darauf zu antworten. Sie wendete sich zu dem Schwager, und sagte wie zum Schluß: „Du weißt nun, worüber wir in Streit geriethen — mir war er abgemacht."

„Und warum warst Du dagegen?" fragte der Administrator beklommen die Unversöhnte, und abermals nach einer kleinen peinlichen Pause.

„Es läuft wider meine Grundsätze," erwiederte Fabia finster, und trocknete die Thränen, welche in einzelnen Tropfen, wie nachfallend einem schweren Wetter, über ihr Gesicht flossen.

„O, gute Fabia! Deine Grundsätze sind sehr streng!" sagte Herr Prälat mit bitterm Lächeln, „wenn wir solch einen Maßstab an die kleinen Freuden des Lebens legen wollen, so wird der arme Mensch zu kurz kommen. Ich sehe nichts Verwerfliches in der ganzen Sache, wohl aber ein gestörtes Vergnügen, für dessen Absicht ich dankbar sein muß. Der Geschmack am Schauspiel ist ziemlich so alt wie

die Welt, und der Trieb, sich anders zu zeigen, als er ist, dem Menschen angeboren."

„Leider!" sprach Fabia, „deßhalb ist es nothwendig, daß man ihn bekämpfe. Wir sollen wahrhaft sein in Wort und That."

„Dies dürfte doch tiefer gemeint sein, liebe Schwägerin —" versetzte der Administrator etwas leise, wie wenn er die Wirkung dieses Widerspruchs mildern wolle, „als was man unter der Mummerei einer kleinen Posse versteht, den Inhalt des Lebens in Lust und Schmerz dramatisch darzustellen."

„Ja," fügte Therese mit einem leichten Uebermuthe hinzu, der wie Champagnerkork auf dem Oberwasser schwamm, welches sie durch den Beistand ihres Schwagers gewonnen, „Jesus Christus selbst, ich wette! würde nichts Arges an unserm Scherz gefunden haben; die Scheinheiligkeit nur war ihm verhaßt." „Und ich erkenne nun," sagte Fabia, während sie mit bebenden Fingern eine Immortelle zerpflückte, „daß es an der Zeit für mich sei, ein Haus zu verlassen, dessen Freuden ich verkürzte, und dem ich nur in seinen Vergnügungen störend bin. Ich tauge zu weiter nichts, als einen einfältigen Kuchen mit Bedacht zu backen, wie Therese mir vorwarf, und ein Capitel aus der Bibel zu lesen, deren Sinn ich nicht einmal verstehe, wie mir so eben bewiesen worden. Ein armseliges Talent, das meine, gegen die Vorzüge Anderer! — So will ich denn gehen. Es wird doch irgendwo ein stilles Plätzchen für mich geben, wo man mit Arbeit und Gebet Ruhe finden kann für seine Seele."

„Gott des Lebens!" rief der Administrator außer Fassung, „muß es dahin kommen? Wer ist's, der unter die-

sem Zwiespalt leidet, als ich? Fabia! hättest Du Dich jemals über mich beklagen können? — Ich achte jede Individualität, und ehre die Deinige nach Verdienst. Therese! biete die Hand zuerst, Dir kommt es zu, Du bist die Jüngere." „Ich habe es gethan," sagte Therese etwas eingeschüchtert von diesem Ausgange, „ich kam mit gutem Herzen hierher; der Himmel und Josephine ist mein Zeuge!"

Der Administrator schien dieser identischen Berufung Glauben zu schenken. Er sprach: „Du hast Fabia gewiß nicht kränken wollen. Auf die Comödie verzichte ich gern; aber, liebe Schwestern, laßt das Band der Eintracht mein Angebinde sein, so werde ich mich heute schon wie neugeboren fühlen." „Es würde doch nur ein kleines Schauspiel werden," antwortete Fabia mit entschloſſnem Lächeln, „und Du weißt, mein Bruder, ich bin ungefügig dazu."

„Gehe, Therese!" sagte Herr Prälat, und es schien, als ob nur größere Zutraulichkeit zu dieser Schwägerin sie verweise, „lasse mich mit Fabia allein." Therese ging. Alsbald faßte der junge Mann die runden Arme Fabia's so fest, daß sie an diesem Drucke die innere Bewegung empfand, in der er sprach. „Fabia! das konntest Du mir thun? Muß ich Dich an Deine zärtliche Sorge für mich erinnern? — Sieh! wolltest Du mich verlassen, ich könnte Dich nicht halten; genug, daß ich mich an das Bewußtsein hielte, ich hätte es nicht um Dich verdient." Fabia war ergriffen, dennoch sagte sie: „Du behältst ja Therese —"

„Ja," antwortete ihr Schwager, „und ich werde, was auch geschehe, mein Wort nicht brechen, welches ich dem Bruder gegeben."

Die Entschiedenheit eines Mannes verfehlt nie ihrer Wirkung auf die Frau, selbst wenn sie verschroben, oder in

minderem Grade weiblich wäre. Die Erklärung des Schwagers hatte das Eis von Fabia's starrem Sinne gebrochen. Sie zerschmolz in Thränen, und sprach: „Muß es mich nicht schmerzen, daß Du ihr alles gut heißest, selbst das, was mich empört? Vergeht wohl ein Tag, ohne daß ich über sie seufzen müßte? Kommt je ein gottesfürchtiger Gedanke in ihre Seele? Kannst Du mir den geringsten reellen Nutzen nennen, den ihr Dasein hier hat?"

„Sie giebt Dir Gelegenheit," antwortete Herr Prälat wie mit düsterm Spotte auf die vorwurfsvollen Fragen seiner Schwägerin, „Dich in einer der schönsten christlichen Tugenden zu üben, der Duldung. Gönne ihr die Luft dieses abgeschiedenen Aufenthaltes; betrachte sie wie eine Blume, die für kurze Zeit zwischen diese Mauern verpflanzt ist, und von der man nichts verlangt, als daß sie ihre Stelle einnimmt."

„Man wird keine Trauben lesen von den Dornen —" entgegnete Fabia tiefathmend. „O! diese Blume ist giftig —"

„Nein, gute Fabia! höchstens nur ein wenig betäubend —" sprach der Administrator und lächelte zerstreut. „Sei doch nur billig!" fuhr er in ernsterem Tone fort, „und überlege, wie verschieden von Dir Therese, ihrem Naturell, ihrer früheren Lebensweise nach, denken muß, und ungerecht wäre es von Dir, wenn Du deßhalb mit ihr rechten wolltest. Im Geräusch der Welt erzogen, entbehrt sie hier alle Freuden, an welche ihre Jugend gewöhnt war. Sie ist nicht geeignet, sich an irgend eine Pflicht zu binden, und unter solchen Umständen erst gar nicht. Dies hat der Himmel wohl gewußt, und so ist ihre Ehe seltsam genug ohne Zusammenhang dieses Verhältnisses. — Ihren kleinen Machinationen stehet landwirthschaftliche Industrie entgegen; vor

den Maschinen, die den öden Raum von Sanct Capella füllen, kommen die Neigungen einer jungen lebendigen Frau nicht an das Brett — und wollte Therese auf Eroberungen ausgehen, so sähe sie sich von einem invaliden Kreise umschlossen, der in der schläfrigen Ruhe des Klosters von seinen Siegen träumt.“

Fabia antwortete: „O! Therese besiegt auch wachsame Leute — und übt ihre leichtfertigen Künste vor sehenden Augen.“

Ein wundes Lächeln zuckte über das Angesicht dessen, welcher der Gegenstand jener feindseligen Bemerkung war. Er seufzte, legte wie unbewußt die Hand auf seine linke Seite, als fühle er dort Schmerz, und sprach: „Fabia! laß uns dies Gespräch enden; doch vernimm zuvor meine Bitte: mache Theresen Deine Frömmigkeit liebenswürdig! versuche es einmal mit freundlicher Güte. Ist nicht Friede mit sich und Andern die weiche Blüthe der Religiosität? — Denkst Du nicht, daß es mich betrübe, wenn Jemand gezwungen wäre, Deinen Werth zu verkennen und Deinen Glauben dazu, dessen Früchte für ihn zeugen sollen? Flöße Theresen, diesem Kinde an Vernunft — sanftmüthigen Geistes, die Milch einer besseren Liebe ein, als welche vielleicht die Nahrung ihrer eitlen Wünsche gewesen, und stärke sie für das Leben der Seele. Dann stärkst Du auch mich — und wahrlich, Fabia, ich bedarf es. Als ich krank war — diese Zeit, deren ich mich nicht gern erinnern mag, weil mich mein Befinden noch täglich daran mahnt — hat mich Dir auf ewig verpflichtet. Du lauschtest, mir Alles an den Augen abzusehen, was mich laben könnte — willst Du, da ich kaum — kaum genesen bin, härter gegen mich sein? Er-

quicke mich durch Eure Verträglichkeit! ich wollte sonst, ich läge im Grabe."

Diese Worte, in überwallendem Unmuth gesprochen, waren von zureichendem Einfluß. Fabia reichte dem brüderlichen Schutzherrn die Hand, und sah ihn mit bangen Mienen an. Sie sagte besänftiget: „Mißkenne auch Du mich nicht, mein lieber Bruder. Es ist wohl schwer, in nächster Gemeinschaft auszukommen mit dem, der das gerade Gegentheil von uns ist, wie Therese von mir. Was hilft ihr sogenanntes gutes Herz? Es ist nur Temperament. Sie denkt an nichts Ernstes und Edles; ihre Zeit, dies Capital, das uns der Herr der Ewigkeit geliehen, wird in Tand verschwendet. Sie wuchert nur mit ihren Reizen. Am häuslichen Heerde brennen ihr die Sohlen. Sie fängt — was ich nun vor den Tod nicht leiden kann — hundert Arbeiten an, ohne eine zu vollenden. Der Fleiß erscheint ihr wie eine Frohne, gegen die sie einen Freibrief zu haben meint. Alle Ordnung ist ihr lächerliche Pedanterie — jüngst hat in einer kostbaren Wollestickerei, die sie in den Winkel geworfen, die Katze Junge gehabt." Den Administrator wandelte das Lachen an, aber sein Blick grollte in Wehmuth, welche diese komische Anschuldigung entkräftete. Er hatte, während ihm Fabia Theresens Fehler aufzählte, ein paar Mal schwer geseufzt über die Unart der Frauen, nachdem ein vernünftiger Mann sie überzeugt zu haben glaubt, ihre Beschwerde immer wieder zu erneuern. Diese Verdammniß manch häuslicher Hölle ist gleich der Strafe des Sisyphus. —

„Und was mir am meisten Kummer verursacht," fuhr Fabia fort; „ist, daß ihr Beispiel endlich dem Kinde, der Josephine, nachtheilig werde, um so mehr, da es ihr nicht

an verführerischen Gaben fehlt. Josephine spricht ihr, wie wenig sie redet, beständig das Wort; das ist schon ein übles Zeichen."

„O Fabia!" sagte ihr Schwager mit innigem Tone, „es ist das Zeichen eines heiligen Gemüths, in dessen Reinheit alle Flecken des Nächsten verschwinden, einer himmlischen Demuth, die nur an die eigenen Fehler denkt. Die Unschuld beschützt sich selbst. Und sollte ja durch den nahen Umgang Theresens eine schädliche Einwirkung auf Josephine zu befürchten sein, so wird Deine Strenge" — Herr Prälat betonte, was er sagte, und es lag ein leiser Vorwurf in dem Nachdruck jenes Worts —, „dieser möglichen Gefahr schon zu begegnen wissen."

Fabia erwiederte hierauf: „Man kann nicht strenge genug sein in Sachen des Gewissens, und das Bewahren dieses Mädchens ist eine Gewissenssache für mich."

Der Administrator wollte sprechen, da kam ein Bote, der ihn abrief. Er zögerte zu gehen. Noch einmal faßte er ihre Hand, sah ihr freundlich ins Gesicht und sprach: „Du bist also wieder gut? Wir scheiden als Freunde, oder vielmehr wir scheiden nun nicht? Und Therese?"

Fabia lächelte. „Ich werde sie versöhnen —" sagte sie versichernd. Da zog er ihre Hand an seine Brust, drückte mit heißen Lippen einen Kuß darauf, und enteilte auf den Ruf seiner Pflicht.

„Wie stark sein Herz klopfte!" sagte Fabia leise und ängstlich zu sich selbst, und diese Besorgniß galt mehr der fieberhaften Wallung des erhitzten Blutes, als der nervösen Störung, welche diesen Umlauf beschleunigte. Fabia hatte den zartesten Sinn für den krankhaften Zustand ihres Schwagers, und zugleich eine stumpfe Härte in Betreff alles des-

sen, was seiner Seele weh thun könnte. Das kleinste körperliche Uebel regte ihre wohlwollenden Kräfte ihm abzuhelfen auf, während sie in kalter Gleichgültigkeit verharrte, wo sein Inneres litt, wenn es auch in ihrer Macht gestanden hätte, dieses tiefere Weh zu lindern. Sie erschöpfte sich in dienstlicher Beflissenheit, indeß es ihr ein Leichtes gewesen wäre, die bittere Quelle zu verstopfen. — In diesem Widerspruch lag all der Egoismus, durch welchen Frauen solcher Art die Wirkung einer pietistischen Moral verkümmern, wogegen die Liebe in ihren Fehlern sogar — heilbringend wird.

Es klopfte sacht an die Thür, und als Frau Fabia „herein!" gesagt, erschien eine ehrwürdige Gestalt, die einzige noch übrig gebliebene Nonne von der Gesammtschaft des aufgelös'ten Ordens, welche die Vergünstigung nachgesucht und empfangen hatte, in Sanct Capella den Rest ihrer Tage beschließen zu dürfen. Das fromme Stillleben der Nonne hatte sich wenig geändert, seit jener Katastrophe, welches die Verfassung des reich fundirten Klosters stürzte, und in dem Muth, womit sie als eine einsame Ruine unter den geweihten Trümmern ihrer Welt begraben zu werden wünschte, bewährte sich eine wahrhaft hohe Seele. Schwester Veronica verzehrte hier ihre Pension, in wunderlicher Zusammenstellung mit einer Anzahl Officiere, die eben so die Mittel zu ihrer Subsistenz in einem Gnadengehalt aus der Staatscasse erhielten. Der Administrator, ein guter Cameralist, hatte die glückliche Idee gehabt, einen Theil dieser Zuflüsse in die Einkünfte des Stiftes zu leiten, worin die kleineren Wohnzimmer und größeren Säle des weitläufigen Gebäudes für solch einen Zweck zu benutzen wären, und seit Herr Prälat mit Genehmigung der Behörde dies in

öffentlichen Vorschlag gebracht, hatten sich zwölf ausgediente Krieger gefunden, welche alle unter einander bekannt, dies Anerbieten mit Freuden ergriffen und den politischen Streit weltlicher Interessen gegen die friedliche Geselligkeit eines Invalidenhauses aufgaben, das ihnen kaum reizender gelegen sein konnte. So mischte sich denn das Gespräch manch welken Lorbeers mit den stillen Schatten der klösterlichen Palme von Sanct Capella. — Dieser militairische Club bestand nun neben dem Familienleben des Administrators, neben der Clausur der geistlichen Jungfrau, ohne daß diese verschiedenartigen Verhältnisse durchaus umgänglich geworden wären. Zwar hatte der junge Prälat unter den alten Officieren einige, die seine Achtung von den übrigen sonderte, auch einen Freund —; aber diese Auszeichnung that weder dem guten Vernehmen mit Allen, noch der Zurückhaltung Eintrag, die er im Ganzen beobachtete. Auch war sein Wirkungskreis sehr groß und forderte all seine Zeit, und für die wenigen Stunden der Muße, welche ihm vergönnt waren, sprach das Bedürfniß mächtig in ihm an, sich wissenschaftlich zu beschäftigen. Und mitten unter diesem invaliden Ruhestande, der doch zuweilen, alter Gewohnheit nach, ein lärmender Aufstand wurde, wenn auch der renommirende Säbel in friedsamer Scheide steckte — mitten unter der rastlosen Geschäftslosigkeit des Administrators und seiner Leute — war die Wohnung der Schwester Veronica, gleich einer Einsiedelei zu betrachten, worin sie, wie die Schutzheilige des Hauses, Segen durch ihre fromme, lautlose Gegenwart verbreitete. Sie hatte sich den Schwägerinnen des Herrn Prälat herzlich befreundet, wie dem Stiftsverweser selbst, Josephine war ihr Liebling — dennoch geschah es nur selten, daß ihr Besuch in dem Flügel gesehen

wurde, den der Administrator mit den Seinen bewohnte. Doch so oft Jemand in dieser Familie krank war, ob am Leibe oder an der Seele — und es war, als ob die Nonne es durch Eingebung erführe, wo ihr Rath, ihr Trost nöthig sei — kam sie ungerufen, und man war daran gewöhnt, das milde Gefühl der Theilnahme an ihr Erscheinen zu knüpfen. Dazu trug selbst ihr Aeußeres bei. Schwester Veronica hatte mit Ergebung die ihr liebgewordene Tracht der Ordensregel aufgegeben; aber ihr einfacher Anzug näherte sich derselben so sehr als möglich. Ein Schleier der Weltentsagung wallte unsichtbar nieder an dieser Gestalt, welche, trotz der Bürde von siebenzig Jahren und mancher beugenden Erfahrung, sich vollkommen aufrecht erhalten hatte. Ihre Stimme tönte rein und sanft, wie in leisen Nachklängen der Hora — und in dem Tiefblick ihrer Augen glomm noch ein schwacher schwärmerischer Funken jener ewigen Lampe, womit sie einst in nächtlicher Stunde dem himmlischen Bräutigam entgegengegangen war. Lichtvolle Klarheit war über die Züge der Nonne ausgegossen, wie wenn blasser Mondschein einen stillen Abend erhellt. Und wie die Zeit dieses langen Lebens in gleichförmiger Ruhe vergangen war, so hatte sie auch nur unmerkliche Spuren nachgelassen. Zwei Reihen wohlerhaltener Zähne stützten wie eine elfenbeinerne Doppelmauer den Mund, dem nie ein liebloses Wort entschlüpfte, und der noch eines heitern Lächelns fähig war, gegen den Einfall des Alters. Wenn Schwester Veronica mit sachtgewöhntem Fuß durch die wüsten Gänge schlich, und ein bestiefelter Schritt ihr dröhnend begegnete, dann grüßte der Officier in kirchlicher Ehrerbietung, und wechselte gewiß ein paar Worte, welche die Nonne immer freundselig, ja oftmals scherzend erwiederte.

Wir wenden uns nun wieder zu dem Eintritt der Nonne. „Guten Morgen, Frau Fabia!“ sagte die Conventualin, und es bleibt zu errathen, ob sie die trauliche Benennung des Vornamens in klösterlicher Sitte beibehalten, oder als Vorrecht der Freundschaft für die beiden jüngeren Frauen angenommen hatte. — Ueber Fabia's verdüsterte Züge flog ein bewillkommendes Lächeln. Sie nahm den guten Geist mit Freuden auf; nur der Blick, der noch naß glänzte, ward dem Gruße vorenthalten, daß Schwester Veronica die thränenden Augen nicht sähe.

„Ein goldener Tag!“ sagte die Nonne, und ihre feine Wange brannte wie glimmende Kohlen, „die Sonne scheint so schön und blaß wie eine Braut. Man fühlt sein Herz ordentlich erwärmt. Doch — sehe ich recht? warum denn so betrübt, Frau Fabia? Ich will nicht fürchten, daß ein Unglück“ — —

Bei diesen antheilvollen Worten schüttelte Fabia leise mit dem Kopfe. Sie antwortete mit wehmuthzitternden Lippen: „Es giebt zuweilen etwas; kein Himmel ist so hell, daß er nicht einmal weinte — und den Himmel auf Erden — glauben Sie es mir, Schwester Veronica! den habe ich grade nicht.“

„Wer hätte den!“ erwiederte die Nonne mit aufwärts gehobenem Blicke, der in die Tiefe menschlicher Erfahrungen schauen ließ. „Wir können nur danach ringen. Und diese Kraft kommt auch von Gott. Thränen fallen wie Thau in der Nacht; sie erfrischen. Der Kummer, auch der längste, geht vorüber — ich kenne nur ein Elend, welches bis in Ewigkeit dauert, und das ist der Unfriede.“

Fabia nickte; erschauernd wie im Frösteln eines verweinten Gefühls und dieser Vorstellung sprach sie: „Warum

sollte ich es Ihnen nicht sagen? Ich hatte mich mit Therese erzürnt, der Bruder ward in den Streit gezogen, er war wie gewöhnlich auf ihrer Seite. Das kränkte mich. Wer ist's, der für ihn sorgt? ihn pflegt und sein Bestes wahrnimmt? — Therese nimmt keine Notiz von diesen Pflichten einer rechtschaffenen Schwägerin und ihn nur durch flatterhaften Leichtsinn für sich ein. Ich wollte fort — man säet ja doch nur auf den Wind."

„Der Dank, Frau Fabia," entgegnete die Nonne, „ist eine Ernte, die man unbewußt ausstreut, ein Lohn, auf den man nie rechnen darf, eine überraschende Freude, wie eine Blume auf dem Felsen; denn sie wurzelt nur in starken Herzen. Der wackere Administrator scheint mir jedoch sehr wohl zu erkennen, was er an Ihnen hat, wenn er sich auch der jungen Frau seines Bruders gleichfalls zuneigt. Bin ich doch selbst der lieben Therese herzlich gut. Ach! ich betrachte sie nie ohne Mitleid."

„Mitleid?" fragte Frau Fabia mehr mit einem Anfluge von Kälte, als der Verwunderung; „und worin wäre Therese zu bedauern?"

„Solch glücklichem Leichtsinn," versetzte die Nonne mit weicher Stimme, „ist häufig ein schweres Schicksal zu tragen beschieden. Sie thut mir leid, die holde, hübsche Frau! Es ist keine böse Ader in ihr, wenn auch die Pulse hüpfen."

Fabia schwieg, und Schwester Veronica, als ob sie mit sich selbst redete, fuhr fort: „Es ist seltsam, Jeder wünscht sich etwas Anderes, als was er besitzt, tadelt nebenher fremde Eigenthümlichkeit; und wir Alle haben, was wir brauchen. Ausgerüstet für unsere Bestimmung, treten wir in den Kampf der Welt, und an dem Keime unserer Nei-

gungen und wie sich diese entwickeln, daran wäre die Frucht unseres Lebens, ach, die bittere oft! zu erkennen, wenn wir fleißiger nach Innen blickten. Die beschauliche Stille des Klosters führt auf solche Betrachtungen."

„Der Klosterzwang hatte auch sein Gutes," sagte Fabia mit einem Seufzer über die Willkür, unter der sie zu leiden wähnte, „und was man immer davon sagen mag, bis auf einen gewissen Punct hält er doch zusammen. Wo aber die Meinungen so durchaus verschieden sind in Sachen der Seele und Seligkeit, auf der Höhe der wahre Gott angebetet wird, unten aber dem Baal geopfert" — Fabia stockte und sprach nicht vollends aus.

Wie lächelte die Nonne bei dieser Rede! Sie antwortete mit verhaltenem Tone: „Unser Kloster ist nicht mehr — sein Altar steht nur noch in meinem Herzen; dennoch Frau Fabia, wenn ich der Wahrheit die Ehre geben will, so muß ich bekennen, der Friede ward hier nicht gefunden, sondern nur gesucht, und höchstens gelernt. Wir Alle müssen Geduld mit einander haben. Und wie von den tausend Ehen, die auf Erden geschlossen werden, jedes Mägdlein sich den Verlobten aus eigener Liebe oder besondern Gründen nimmt, so ist auch der Herr jedweder Seele, die sich ihm weihet, ein Anderer. Der Schleier hüllt nicht immer das Heil derselben ein — viel öfter ein Herz voll Wunden — und die einsame Zelle verbirgt zuweilen einen Stachel, der sich selbst zu Tode trifft. Wenn die Menschen große Prüfungen herbeiziehen wollen, so dürfen sie nur Zank und Zwistigkeit über ein Geringes erheben. Manchmal dachte ich, es muß ein Unglück kommen, und es kam. Da fühlten wir das Band unserer Verbindung, und der Riß ging durch das Leben."

Während Schwester Veronica also sprach, hatte Frau Fabia sich mit der nun fertigen Guirlande, die sie wie ein Feston schwebend trug, dem Bilde Martin Luthers genähert, um diesen Schmuck daran zu befestigen. Das Blumengewinde, von seiner eigenen Wucht niedergezogen, glitt abwärts, ehe Fabia es dem Rahmen anpassen konnte, und die Nonne daneben leistete ihr mit freundlicher Toleranz Beistand, den Mönch von Wittenberg zu bekränzen. Diese Huldigung ward von Seiten Fabia's emsig, doch schweigend dargebracht. Auch Schwester Veronica verstummte, und richtete den Blick starr auf das Portrait, welches einer andern Erinnerung aufhalf, als der, die sie großmüthig zu vergessen schien.

„Warum ich eigentlich gekommen bin“ — sagte sie mit einem gastlichen Geheimniß in der Miene, „man geräth ins Plaudern und ein altes Gedächtniß wird schwach. Sie haben mir versprochen, mich zu besuchen, Frau Fabia, mit Josephine — und Therese! So lade ich Sie hiermit ein, auf eine Schale Thee, um fünf Uhr, wenn Sie so gütig sein wollen. Ich bin am Feuer gewesen, Sie sehen es mir noch an. Meine lieben Gäste, auf die ich hoffe, zu bewirthen, habe ich Olyppen gerollt und mürbe Schneetörtchen aufgesetzt, mit Kirschmuß gefüllt, weil ich weiß, Sie mögen dies Gebäck gern.“

„Kirschmuß?“ fragte Fabia zerstreut, doch dankbar, und der schwarze Groll in ihrem Herzen war unterdessen in Süßigkeit zergangen. Der Gedanke rührte sie, die Nonne wolle ihr, ob auch verschwiegenermaßen, doch nach echtkatholischer Weise, den Namenstag des Reformators feiern — eine Selbstverleugnung, der die lutherische Fabia schwerlich fähig gewesen wäre. Sie antwortete demnach: „Ihre Güte

beschämt mich, Schwester Veronica; ich nehme, was mich betrifft, die Einladung mit Vergnügen an, doch würde ich auch zu jeder andern Zeit" — —

„Nein," erwiederte die Nonne sanft beharrend, „warum also nicht heute? Sanct Martin will auch sein Recht haben. Es hat große Männer dieses Namens gegeben. Papst Martin der Fünfte ritt ein weißes Roß — daher vielleicht das volksthümliche Sprichwort: Sanct Martin kommt auf dem Schimmel; das so viel sagen will, als daß oftmals zu Martini der erste Schnee fällt. Von meiner Kindheit her war dieser Tag mir immer eine kleine winterliche Vorfeier des heiligen Abends; ich jauchzte, wenn die ersten Flocken die stille Luft einschleierten; dann ward es mir so traut und heimlich düster im Zimmer, ich schmiegte mich in meinen Winkel, spielte Kloster und betete das Christkind an, vor dem ein paar kleine Lichter brannten. Die Mutter schenkte mir deßhalb stets den angemalten Wachsstock voraus."

Bei dieser Rückerinnerung lächelte die alte Nonne fast kindlich. Sie glich in diesem Augenblicke einem Wachsbilde.

Frau Fabia aber fragte nachdenklich: „War jener Papst, dessen sie erwähnen, mit dem heiligen Martin, den Ihre Kirche verehrt, eine Person?"

Schwester Veronica verneinte es und sprach: „Der sogenannte heilige Martin war ein Muster aller Tugend, obwohl ein geborner Heide. Er schenkte einst einem Armen, der ihm in erbarmungswürdiger Blöße unter den Thoren von Amiens begegnete, die Hälfte seines eigenen dürftigen Kleides. In der folgenden Nacht erschien ihm der Heiland, und der göttliche Leib war bedeckt mit diesem halben

Gewande. Doch dieses dünne düstere Grau hing in den schönsten Farben zusammengeflossen über der Schulter des Gekreuzigten, wie ein Regenbogen am Himmel; Glanz erfüllte das Gemach" — die Augen der Nonne schimmerten.

„Der mildthätige Mann," entgegnete Frau Fabia, „wird an die Worte der Verheißung gedacht haben: Was dem Geringsten meiner Brüder geschieht, soll mir gethan sein."

„Noch war er nicht getauft; aber es geschah alsbald," antwortete die Conventualin, welche ihren frommen Wunderglauben durch diese biblische Erklärung angegriffen sah. Der Gedanke an den Unterschied ihrer religiösen Meinungen drängte sich in die Lücke des Gesprächs, dann fügte Schwester Veronica hinzu: „Auch Martin von Amboise war ein berühmter Mann." —

Frau Fabia erstaunte nicht wenig, diesen Namen, der in den tiefsten Saiten ihres Herzens Anklang fand, aus diesem Munde zu hören.

Die Nonne war im Begriff zu gehen, vielleicht fürchtete sie auch nur abzuhalten. Personen, welche die meiste Zeit haben, machen in der Regel die kürzesten Besuche und sind überall eilfertig. „Um fünf Uhr, Frau Fabia, ich bitte!" sagte sie, bereits an der Schwelle, „und Therese?"

Mit dieser Frage schien sich heute jede Unterredung für Fabia zu schließen. Sie sprach: „Ich werde ihr die Einladung mittheilen und meinen Wunsch, daß wir als gute Freunde zu Ihnen kommen."

Schwester Veronica lächelte friedselig zu diesem Versprechen. Sie nickte noch einmal und verschwand.

Während dieser Unterhaltung war der Administrator, sobald das Geschäft, welches seine Gegenwart erfordert hatte, beseitiget worden, mit starken Schritten allein in seinem

Zimmer auf und nieder gegangen. Da trat Major Feldmeister bei ihm ein, einer der pensionirten Officiere, ein Hausgenosse des Stiftsverwesers, und diesem der liebste. Nicht der Krieg hatte den wackern Ingenieur zum Invaliden gemacht, oder die höhern Jahre, in denen er stand; er war bei einer Uebung der Artillerie gelähmt worden.

„Bon jour, Freundchen! störe ich?" rief der alte Feldmeister indem er sich langsam durch die Thür schob; dicht neben ihm drängte sich sein großer, pechschwarzer Pudel heran, gleichsam der Dritte in diesem Bunde.

Der Administrator begrüßte den Besuch wie einen gern gesehenen, und streichelte den Faust, so hieß der Hund — der Täufling eines Kraftgenies, das weder an Göthe, noch Klingemann oder irgend einer Klinge Anstand genommen hätte, den Schwarzkünstler in seiner Art, also zu benennen. „Schön, aber verteufelt kalt heute!" bemerkte der Major, und glitt ein wenig wankend und mit einem Zuge von Schmerz um den eingekniffenen Mund in einen nahen Sessel.

„Ich wollte nur," sagte er tiefathmend, „ich hatte mit Ihnen zu sprechen, ehe ich am Ende sitzen bleibe im Winterquartier, denn seit gestern, wo ich, wie Sie wissen, noch in Leidthal war, verspüre ich Gicht im Knöchel." Der Pudel entzog sich der Liebkosung des Administrators, und lagerte sich zu den Füßen seines Herrn, den zottigen Umhang des Ohres an die kranke Stelle geschmiegt, als wolle er das leiseste Necken heraus hören, und mit einem drohenden Blicke höllischer Melancholie in den röthlichumzogenen Augen knurrte er vor sich hin, als wolle er dem Weh, welches der Major männlich verbiß, rathen, nicht allzu

nahe zu kommen; denn ein Funken himmlischer Treue belebte diese hündische Seele.

„Es wird hoffentlich nur ein wenig Rheuma sein,“ erwiederte der Administrator tröstend auf jene Klage, „ein gelinder Schweiß hilft es heben,“ dabei trocknete er sich die Stirne, und verbarg eine verstörte Miene in dem feinen Tuche.

„Wie es scheint, Freundchen,“ sagte der Major und lächelte, „sind Sie selbst in Transpiration — oder in Angst? Das verhüte Gott!“

„Die Weiber haben mir den Kopf warm gemacht,“ sprach Jener heftig; „es kostet Kampf, mit ihnen fertig zu werden.“ Bei diesen Worten rückte er ein Kästchen mit Cigarren dem Gast zur Hand, und drehete den Hahn an der Maschine von Wasserstoffgas wie mit zürnender Vollkraft, daß der Strahl erschrocken heraussprang. Es geschah dies mit unbewußtem Nachdruck des Gedankens, er sehe sich genöthiget, ihnen den Daumen aufs Auge zu drücken.

„Glaub's gern,“ antwortete der Major gleichmüthig, und schickte sich ohne Umstände zum Rauchen an. „Man hat mit e i n e r zu thun. Sie stecken mir da wahrhaftig in jedem Sinne ein Licht auf. Oft schon habe ich gedacht, wie Sie nur Friede erhalten mögen unter den Frauen? Feuer und Wasser sind nicht so verschieden wie diese Beiden, und Josephine“ — der Blick des Majors streifte den gläsernen Globen — „ist ein Kind des Lichts, eine Tochter der Luft, so zu sagen, denn man weiß nicht, woher? von wannen? Genug, die Kleine ist Gott Vaters Ebenbild — und die Frau Schwägerin eine wackere Stiefmutter.“

Herr Prälat schien das Letztgesagte nicht vernommen zu haben. Er starrte vor sich hin, als dächte er diesem zwei=

deutigen Lobe nach. Der Major fuhr fort: „Wenn es den irdischen Eigenschaften nachgeht, so muß Frau Fabia einst Schaffnerin im Himmel werden. Sie ist eine treffliche Wirthin, das muß wahr sein. Und diese Ordnung, diese Stille — aber Freundchen, der Mensch lebt nicht von Brod allein. Wenn sie nun heirathen, wird eine Frau sich dies Regime gefallen lassen? und eine so hübsche Mitregentin wie Therese dazu? Schwerlich. Sie dächte wohl, Jene führte den Scepter im Hause, Diese trüge die Reichs-Insignien im Herzen des Mannes, und so wäre sie nur gleichsam eine Schattenkönigin."

„Es wird nicht geschehen," versetzte der Administrator halblaut, ohne sich deutlicher zu erklären, ob er das Heirathen, oder diese Vertragsamkeit meine.

„Es taugt nicht," fuhr, nun im Zuge, der alte Feldmeister fort, „sich vor der Zeit mit Familienverhältnissen zu befassen. Frei muß der Mann sein, ehe er freit! Eine ganze Sippschaft Vettern und Basen rückt ihm mit dem Hochzeittage auf den Hals. Meine selige Frau hatte keine Geschwister, und kaum war ich ein Jahr mit ihr verheirathet, so däuchte es mir, ich hätte das leibliche Kind der Mutter Eva zum Weibe genommen; denn das Menschengeschlecht kam und wollte mit mir verwandt sein."

„Mein Schicksal ist ein Schlangenknoten, schon um meine Wiege geschürzt," entgegnete der Administrator düster, „und wenn ich den Lauf meines Lebens überdenke, so scheint es mir, ich sei bestimmt, unter falschen Ansichten zu leiden. Urtheilen Sie selbst!"

Herr Prälat war in einer jener Stimmungen, welche dem nächsten Zufall den Schlüssel giebt, auch ein verschlossenes Herz zu öffnen. Zumal war dies Herz gepreßt wie

noch nie; er kannte den Major als einen wackern Mann, und so genügte er dem Bedürfniß des Vertrauens. Indem er eine Tabackpfeife ergriff und lächelnd den Kopf des Mustapha, genannt der Fahnenträger, betrachtete, sagte er: „Kein Unterschied des Glaubens, kein religiöses Vorurtheil, und was aus dieser oder jener Gattung für das Leben hervorgeht, ist mir fremd geblieben, den Islam ausgenommen" — hier knurrte Faust, und schnappte wie nach dem Schall dieses Wortes.

Der Administrator setzte sich dicht an die Seite des Majors und sprach: „Mein Vater soll ein Freigeist gewesen sein — ich will es nicht bezweifeln, denn der Gott in meiner Brust war kein kindliches Erbe, sondern der Segen der Natur. Ziemlich jung noch hatte er eine Wittwe geheirathet, die bedeutend älter war."

„Taugt nicht, Freundchen," schaltete der Major ein, und Jener fuhr fort: „Diesmal taugte es wirklich nicht, obwohl ich sonst schon gesehen habe, daß dessenungeachtet das Glück einer Verbindung bestehen kann. Ein wesentliches Mißverhältniß entgegengesetzter Art machte diese Ehe unglücklich. Die Frau war coquett und lebenslustig für ihre Jahre, mein Vater weltsatt und ungesellig für die seinigen. So gab es keinen Einklang zwischen ihren Meinungen, und endlich nur den einer Scheidestunde. Sie trennten ein Band gesetzlich, das bereits unauflöslich war; denn meines Vaters Frau sollte nach längerer Zeit ihrer Verheirathung jetzt Mutter werden. Der Verdacht der Untreue, der meinen Vater bestimmte, sich unter diesen Umständen von seiner Gattin loszusagen, muß durch dringende Beweismittel unterstützt worden sein; denn er ward von Seiten der Behörden nicht verpflichtet, sich ihrer weiter anzunehmen, oder für

das Kind zu sorgen. In öder Vereinzelung ging ihm nun ein langer Zeitraum hin. Er war ein ältlicher Mann geworden, da kam ihm der Gedanke, sich wieder zu verehlichen, und er wählte ein blutjunges Mädchen, meine liebe Mutter."

Der Administrator hielt inne und seufzte tief.

„Taugt wieder nichts," brummte der Major sich in den Bart, „hätte ihn nicht nehmen sollen, die arme Kleine."

„Mein Vater war wohlhabend — und meine Mutter eine abhängige Waise," versetzte ihr Sohn mit gebundenem Athem; „Gott trat ins Mittel — meine Geburt gab ihr den Tod."

„Armer Freund!" sagte der Major weich, „so haben Sie das Treueste auf Erden nicht gekannt."

Der Administrator schwieg eine bange Minute und fuhr dann fort: „Mit einer wahren Todesverachtung wiederholter Trennungen heirathete mein Vater alsbald zum dritten Mal. Ich war als ein schwächliches Kind, das mühsam behandelt werden mußte, zu der Schwester meines Vaters gekommen, der Frau eines Predigers auf dem Lande. Einst ward ich aus einem harmlosen Spiel empor gerissen; es hieß, der alte Schreiber meines Vaters wäre da, mich zu holen, mein Vater läge im Sterben, und wolle mich noch einmal sehen. Lieber Gott! er hatte mich noch niemals gesehen, seit ich denken konnte. Man kleidete mich an, ein ärmlicher Flechtenwagen hielt vor der Pfarre; ich ward hineingeworfen. Die verschrumpfte Gestalt des Schreibers saß neben mir, oder lag vielmehr wie eine faule Birne auf dem Stroh. Er schlief den ganzen Weg, ich wachte mit regen Sinnen, Bäume und Berge flogen an mir vorüber — die Reise war wie ein wüster Traum. —

Die Scene meines Empfangs schwebt auf jede Weise dunkel vor meinem Gedächtniß. Das Krankenzimmer öffnete sich mir. Eine spanische Wand verbarg das Bett, worin der Vater lag, und dem Sterbenden einen bittern Anblick. Eine hochbusige Frau probirte eine schwarze Florhaube vor dem Spiegel, der dieses eitle Bild der Trauer verdoppelte. Ein schöner etwa dreijähriger Knabe saß auf dem Boden und stieß, als ich eintrat, in eine kleine Trompete von Blech, als wolle er der Herold meiner Ankunft werden, und als fände nicht die geringste Berücksichtigung Statt, welche die Achtung der Stille erheischte. Welche Macht über die Erinnerung üben Kleinigkeiten aus! Glauben Sie es wohl, Major? Vor jenem gellenden, schrillenden Hall sinken, wie einst zu Jericho — noch heute die Mauern meiner Seele ein, und ein Gedanke dieses Augenblicks voll Grauen, voll Schmerz durchdringt mich."

Der Major nickte zweimal, als kenne er das und Aehnliches.

„Ich trat verdutzt," erzählte Herr Prälat weiter, „an das Lager meines Vaters, mit einer dumpfen Empfindung von Mitleid, Angst und Ehrfurcht, nicht unähnlich der, womit man sich zum ersten Mal dem sogenannten heiligen Grabe nähert. Er lag wie ein Ecce homo darin. Seine Augen waren umflort, und ruhten schon in der tiefen Höhle des Todes, seine Glieder ohne Leben wie von bleichem Holz. Er reichte mir mit letzter Anstrengung die feuchte, schwere Hand. Am andern Morgen sagte man, mein Vater wäre gestorben. Es war ein großes Begräbniß, ich ging unbetrübt hinter seinem Sarge, kindlich stolz, das erste Mal öffentlich aufzuziehen. Meine Verwandten waren auch gekommen; des andern Tages war ein großer Zank; ich er-

innre mich, daß meine Tante ein niederschlagendes Pulver nahm. Sie war eine robuste Frau und stets gesund, nie kam ein Arzt über die Schwelle des Pfarrhauses, so gab dies unschuldige Mittel mir den Begriff einer ungeheuern Alteration. Mein Oheim besaß mit seiner Pfarrstelle eine Widmut, auf der ich mir die ersten Kenntnisse der Oekonomie spielend erworben habe. Meine Tante war mit Leib und Seele Landwirthin; das liebe Vieh gehörte gleichsam zu unserer Familie. Sie hatte ein eigenes Idiom, sich jedem Geschlecht ihrer Hofhaltung verständlich zu machen. Es heißt gewiß ihrer Sorgfalt für mich den größten Ruhm beilegen, wenn ich sage, sie habe mich mit diesen Pfleglingen in eine Kategorie gestellt. Das ist deine Amme gewesen, Cölestin! sagte sie und deutete auf eine schwarz und weiß gefleckte Kuh, die, vergessend ihrer Segnung, an mir vorüberschwenkte. Ein ägyptischer Schauer rieselte dann durch meine junge Seele; die Tante, obgleich sie eine wackere Christin war, hätte es, glaube ich, gut geheißen, wenn man den Sultan Wampum der Heerde auf Knieen verehrt hätte. Standen wir an lauen Sommerabenden am Wasser, und eine Henne lief mit dem Glucken der Angst vor Gefahr am Ufer hin und her, weil die zarten Entlein, die sie ausgebrütet, ihre ersten Schwimmversuche machten — so sagte die Tante: Das ist eine bessere Stiefmutter als Deine, armer Junge! — Dann ward mir so sonderbar weh zu Muthe, und ich wünschte mich hinab in den dunkeln Teich, wo er am tiefsten ist. Mit welcher Empfindung belauschte ich, ein Knabe noch! die geheimnißvolle Zärtlichkeit in einem Schwalbenneste! Das Zwitschern des mütterlichen Vogels war mir wie der magische Laut einer Welt, aus der ich verstoßen wäre; das geringste Geschöpf schien mir nei=

denswerth, welches mir Kunde geben könnte von jener Heimath, nach der ich mich sehnte, ohne sie zu kennen. Das Gefühl schützender Liebe, wie die Natur sie lehrt, wurde zu einer Grundidee in mir, zu einem Princip, welches später meine Handlungen leitete."

„Armer Freund!" sagte der Major abermals mit Blicken voll rauhen Mitleids, und ein leiser Ingrimm zuckte in seinen Mundwinkeln, als er eine neue Cigarre abknirschte, „so hatte die Tante kein Herz für Sie?"

„Ein Herz wohl," antwortete Jener, „aber nur für meinen Leib, nicht für meine Seele. Der äußere Bedarf galt ihr alles, wie das häufig bei Frauen dieser Art der Fall ist. Sie hatte eigene Kinder gehabt; vielleicht war die Stelle dieses Verlustes zu lange schon vernarbt — und Narben werden Härten."

„Nun, und der Oheim?" fragte der Major theilnehmend weiter.

„Mein Oheim," erwiederte der Administrator mit sinnendem Auge, „war ein liebenswürdiger Greis von einer wahrhaft patriarchalischen Einfalt der Sitten. Seltsam! wie ein so schlichter charakterfester Mann sich in die künstlichen Folgerungen eines Systems hatte verwickeln können, so daß er mit sich selbst im Kampfe lag. Er war ein geheimer Anhänger Mesmer's, und ging im Forschen der wunderreichen Kräfte, welche dieser Schwärmer zum Wohl der Menschheit darthat, weit genug, um bis an die Quellen der christlichen Offenbarung zu dringen. So hielt er den Messias für einen außerordentlichen Magnetiseur, den Tod am Kreuze für Somnambulismus, die Jünger für Hülfsärzte pro Secundo — und jede That des Heils für eine Wirkung dieser mysteriösen Kraft. — Wohin verirrt sich oftmals ein

reger, nicht genugsam beschäftigter Geist! Das Consistorium mochte schwerlich eine Ahnung davon haben; denn mein Oheim galt für ein Muster lutherischer Seelsorge und des unverfälschten Glaubens. Doch um die Göttlichkeit seiner Lehre war es gethan. Der Schmerz des Wissens, der Durst nach Wahrheit gab seinen Vorträgen eine Inbrunst, die sich seinen Zuhörern mittheilte. Das Zutrauen, dessen er genoß, grenzte an Wundergläubigkeit und erstreckte sich weit über die Feldmarken seiner Diöcese hinaus. Er ward verfolgt vom Neide seiner Amtsbrüder. Nach seinem Tode fanden wir ganze Bündel Schmähschriften der benachbarten Geistlichen an ihn, die er mit ordnender Ruhe unter Rubriken der Gehässigkeit gebracht hatte. Ein kleiner Auftritt ist mir eingedenk geblieben. Eines Sonntags nach dem Gottesdienst kam eine Fischersfrau, die zwei Meilen von unserm Dorfe am Ufer des Flusses wohnte, weinend zu meiner Tante. Der Mann wartete draußen. Diese Leute scheueten den langen Weg nicht, um eine Predigt in der hiesigen Kirche zu hören, wo sie ermüdet oftmals nur mit knapper Noth ein Plätzchen zum Sitzen fanden. So wären sie auch, erzählte die Frau, seit geraumer Zeit hierher zur Communion gegangen, und mein Oheim hätte die fremden Gäste am Tische des Herrn geduldet. Nun aber habe der Pastor des Ortes, wohin das Ufer eingepfarrt sei, sie kommen lassen, mit Vorwürfen empfangen, und hart bedroht, daß sie ihm den Beichtgroschen entzögen. Er wolle eine grobe Epistel an meinen Oheim schreiben und sich dies in Zukunft verbitten. Was sagen Sie zu diesem Hirtenbriefe? Jener geistliche war ein communer Neidhammel. Die Fischerin schluchzte und sagte: nun habe der Herr Pastor (mein Oheim nämlich), sie heute freundlich ermahnt,

ihm ferner keinen Verdruß zu machen; dann setzte sie entschlossen hinzu: Ehe ich aber das heilige Abendmahl wo anders halte, so lasse ich es ganz und gar, es muß ja nicht sein."

„Blitz! da schlage doch das Wetter drein!" rief der Major mit Indignation, „über die Pfaffen! die lutherischen auch — es ist all Eins. Einer armen Seele den Trost Gottes vorzuenthalten, weil sie ihn, wie billig, nicht aus einer schnöden habsüchtigen Hand empfangen will! — Da wird ja der protestantische Altar zu einer Tetzelsbude, einer Kleinkrämerei von Nichtswürdigkeiten. Unter uns gesagt, Freundchen! ich kann die Schwarzröcke nicht leiden. Der Teufel hole den geistlichen Hochmuth!"

Der Administrator lächelte still. Er sah ein stummes Veilchen mit seitwärts gesenktem Kopfe auf den Turban des Muselmannes nieder, der umwunden von dem Dampfe seiner Pfeife nur bläulich schillerte, wie eine gestorbene Perle. Dann fuhr er in seiner Erzählung fort: „Solchergestalt ward mir die Theologie verleidet, die ich nach dem Wunsche meiner Verwandten studiren sollte. Es mischte sich mir ein fixer Gedanke von Haß, Hader und ekler Widersacherei in diesen Stand des Friedens. Die Widmut theilte anderer Seits mein Interesse für den geistlichen Beruf, und schadete demselben in gleichem Grade, worin sie nützte. Wo blühet auf solchem Mistbeet die Lilie des ungefärbten Glaubens? Die Rose zu Saron stehet nur im tiefen Thale des Gemüths, einsam und heilig. Den Haushalter über die Geheimnisse Gottes dachte sich meine scheue Hochachtung abgesondert in Gedankenstille von der gemeinen Menschenclasse und ihrem niedrigen Bedarf. — Meine Meinung entschied sich für den Landbau. Die Gleichnisse und Parabeln der

Schrift, in deren Worten ich von frühester Kindheit an geathmet, waren mir ein Element religiöser Poesie für jene natürliche Beschäftigung geworden. Die Bilder vom Säemann, vom Weizenkorn, das in die Erde gelegt wird — von der Ernte, den Garben und Schnittern, vom guten Hirten, der das verlorene Schäflein unablässig sucht, faßte ich im Geiste der Natur. Diese fromme Weihe, wenn ich so sagen dürfte — mein christliches Gedächtniß bewahrte mich vor jener Rohheit, die man oft bei dem Betrieb der Oekonomie findet, und welche ein wilder Sproß unveredelter Kraft ist. — Ein blöder Schüler der Welt, kannte ich nichts Süßeres, als frei wie der Vogel in blauer Luft nach meiner Weise zu leben. — Mein Oheim starb — und mit diesen zwei Augen schloß sich der erste Act meiner Jugend."

„Es ist mir lieb, daß sich das Blatt nun wenden wird, wie?" sagte der Major mit voraussetzender Frage und rauchte stärker; „die Erziehung in den Pfarrhäusern taugt nichts."

Der Administrator hatte keinen Widerspruch für das Sprichwort seines alten Freundes; vielleicht gab er ihm schweigend die Ehre der richtigen Anwendung. Nach einer kleinen Erholungspause fuhr er fort: „Ich kam nun zu einem Verwandten mütterlicher Seite, der mein Vormund war, dem Stiftscanzler von Sanct Capella, der als practicirender Jurist in M —. wohnte. Im Actenstaube grau geworden, war jeder Lebenstrieb in ihm vertrocknet — er war ein Hagestolz. Die Gesetze standen leserlich auf dem brüchigen Pergament seiner Stirne geschrieben, der Blick seines kleinen Auges, dessen Pupille wie in einem gallichten Gelbei ruhete, hatte eine forschende, durchdringende, Kraft, die ihm oftmals den Vortrag seiner Clienten ersparte — seine Miene drückte stets auch in ihren wohlwollendsten Zügen eine Sen=

tenz zu gemäßigtem Zuchthaus aus, und auf den geklemmten Lippen wechselte das Urtheil zu Einbuße oder Leibesstrafe; sie öffneten sich fast nie ohne einen Verlust anzukünden, selbst der Glückwunsch zu einem gewonnenen Processe ward durch den Grimm seines juridischen Dämons zu einer Drohung. Und dennoch war dieser wunderliche Mann nicht böse. Er hatte einen ausgebreiteten Ruf, seine Redlichkeit war gefürchtet. Die Beamten auf den Klostergütern zitterten vor ihm, die guten Nonnen liebten ihn mit Furcht und schmiegten sich in seinen weltlichen Arm — er war der Donnergott der Abtei. — Ein Geschwisterkind von meinem Vormund und somit auch mir verwandt — führte ihm daheim die Wirthschaft; ein liebes altes blasses Mädchen, an das ich nur mit dankbarer Rührung denken kann. Die gute Beatrix hatte eine kleine heimliche Hauscanzlei, wo stille Gesetze ausgeschrieben wurden, und mein Vormund stand unter diesem Kammergericht, ohne daß er ein stummes Wörtchen davon wußte. — Beatrix, trotz ihrer untergeordneten Anspruchslosigkeit, war die Justitia des Canzlers. Sie that so simpel, daß man ihr die Gerechtigkeitspflege eines so gewandten Juristen nimmermehr zugetraut hätte. Sie konnte nicht anders mit Federn umgehen, als daß sie beständig diese rupfte oder schliß — als gälte es das ewige Brautbett des alten Junggesellen. —

Mein Vormund empfing mich mit logischer Kürze, und wies, weil er eben dringend beschäftiget war, mich an die Muhme. Sei nur nicht bange, lieber Cölestin! sagte Beatrix so lind und leidsam, daß ich die künftige Angst wie im Voraus vergütet fühlte, wenn es Dir auch Anfangs nicht bei uns gefällt. Der Herr Vetter ist nicht gar so schlimm. Man muß ihn nur kennen. Einiges will ich Dir aber

doch zur Warnung sagen: Widersprich ihm nicht! Du kannst Dir ja Einwand und Rechtsmittel vorbehalten. Ich mußte lächeln, so jung ich war, über diese Brocken von der Brodwissenschaft des Vetters, welche die haushälterische Muhme gesammelt. Dann, sprach sie weiter, hüte Dich, mit dem Stuhl zu wackeln, wenn Du bei ihm sitzest! ein Erdbeben würde wohl weniger beachtet, als dies. Endlich lasse nie die Putzscheere unvorsichtig vom Leuchter gleiten. Ich sage Dir, der liebe Gott läßt eher die Sonne aus seiner allmächtigen Hand fallen, und schaut großmüthig drein, ehe der Herr Vetter diesen Fehler vergiebt. — Ich bebte; welch ein Wütherich mußte mein Vormund sein! — Wir aßen ein kleines vortreffliches Abendbrod zu Dreien, der Canzler schenkte mir ein Glas Wein ein, um mir Muth einzuflößen. Ich saß unbeweglich auf meinem Stuhl und sah ängstlich hin, so oft Beatrix das Licht putzte. Sie that es jedoch mit fester Hand und winkte mir zuweilen mit den Augen, wenn ich ein Wort sagte, das ihr unpassend schien. Nun, Du willst ein Bauer werden, wie ich höre? fragte der Herr Vetter zwischen dem Essen, und die Frage klang wie Spott. Beatrix zwinkerte schon wieder verneinend. Du hast dreschen sehen, da ist Dir die Lust dazu angekommen, mein Junge. Diese Analogie mit dem Flegel versetzte meiner ökonomischen Liebhaberei einen tüchtigen Schlag. Studire nur fleißig! sprach er dictatorisch, es wird sich alsdann schon finden, was aus Dir werden soll. Nur kein Jurist! dagegen protestire ich. Bei der Rechtspflege bliebe auch ein Eisenfresser nicht gesund. Man ärgert sich tagtäglich und lebenslang von Amts wegen. Ich warf einen mitleidigen Blick auf die hagere gekrümmte Gestalt des Vetters, und glaubte ihm. — Zu meinem Erstaunen sah ich, daß dieser

unwirsche Mann auch heiter sein konnte, und dies besonders im Umgange mit seinen Collegen. Es fand das beste Vernehmen zwischen ihnen Statt, und nie ward ihm eine Streitsache zu persönlichem Groll. Ich konnte nicht umhin, dies sehr achtungswerth zu finden und dabei an die unaufhörlichen Zänkereien der theologischen Herrn Brüder zu denken."

„Ja, die Juristen sind cordial!" fiel der Major ein, „aber die beste Cameradschaft bestehet doch unter dem Militair. Da, wo der Tod Hauptmann ist, schließen sich die Glieder engzusammen — und Gewalt geht vor Recht."

„Ich fragte mein Mühmchen einst," setzte Herr Prälat fort, „warum der Vetter denn nicht geheirathet hätte? — — Das sei Gott zu danken — meinte Beatrix und lächelte mit Gleichmuth. Sie ertrug schon ein halbes Jahrhundert seine hypochondrischen Launen. Er habe so viele Ehescheidungen amtlich behandeln müssen, daß ihm ein Abschmack — Abscheu wollte sie vermuthlich sagen — vor dem Ehestand angekommen sei."

„Taugt nichts", unterbrach hier der Major seinen Freund, „mit einer Sache zu genau bekannt sein, die Illusion fordert. Köche haben in der Regel den wenigsten Appetit. Jeder prüfe sein Selbstwerk! — die Unerfahrenheit ist auch manchmal gut."

Ohne sich durch diese eingestreueten Bemerkungen aufhalten zu lassen, fuhr der Erzähler fort: „Wirklich überzeugte ich mich, welche üble Meinung der Canzler von dem weiblichen Geschlechte hätte. Er nahm mich zuweilen mit nach Sanct Capella — die Aebtissin vergünstigte es. Als wir einst ein wenig illuminirt das Kloster verließen, der ganze versammelte Convent Kopf an Kopf gedrängt uns

nachsah, mein Vetter noch einmal zurückgrüßte, wendete er sich von dieser Verbeugung zu mir, und sprach listig: Gut für manchen wackern Mann, daß Ihr hier aufgehoben seid im christlichen Harem, Ihr verschleierten Engel! Das Stift, glaube es mir, Cölestin! ist eine wahre Büchse der Pandora. Sollten sich diese goldenen Thüren einmal öffnen: Hu! welch ein Heer von Plagen würde da in die weite Welt herausstürzen! — Ich habe dieser Worte später gedacht. Es war ein Seherblick gewesen, den der Canzler damals auf die verschlossenen Pforten warf. Auch war jene kleine ausgelassene Tücke gegen die gutherzigen Cisterzienserinnen nicht etwa der Ausdruck eines Spötters in Glaubenssachen. Die Religiosität meines Vetters — er war Katholik — war der geheimnißvolle Respect vor einer himmlischen Gerichtsbarkeit, an die er in Augenblicken des Entsetzens appellirte und, gerechter Gott! sein höchster Ausruf.

Ich lebte eine Reihe Jahre in der That glücklich im Hause meines Vormunds, und danke ihm viel. Dieser strenge Geschäftsmann gab mir privatim ein Beispiel der Toleranz, das mir damals eben nöthig war. Er haßte alles Absprechen nicht nur an Andern, er vermied es auch an sich selbst. Ich äußerte ihm einmal ehrerbietiges Bewundern, und ein Wörtchen mit Bezug auf meine früheren Erfahrungen entschlüpfte mir. Er lächelte und sprach: Du mußt wissen, mein Söhnchen, daß diese Eigenschaft einen wesentlichen Unterschied zwischen den Facultäten bemerklich macht, und unsern Beruf gewissermaßen austauscht. Die Theologen sind in der Regel Richter, was sie nicht sollten; — wir dagegen vertreten nach Christenpflicht und von Amts wegen die Fehler und Fährlichkeiten des Nächsten.

Sie lassen ihr Licht leuchten vor den Leuten — wir gebrauchen es nur, um auch dem finstersten Falle eine Seite der Entschuldigung abzusehen."

„Wahrhaftig in Gott! da hat er Recht!" rief der Major aus überzeugtem Drang des Herzens.

Der Administrator schwieg, als wäre diese Mittheilung nun abgebrochen, und sah lange weitschauenden Blickes vor sich hin. Dann hob er mit verändertem Tone an: „Ich studirte Cameralia — ging auf Reisen — welch eine Welt liegt zwischen diesen schmalen Grenzen auf der Charte meines Lebens! — Ich hatte einen Freund — —" ein tiefer, schwerer Athemzug, wie wenn dies Wort sich nur mit Ketten aus dem Born der Seele wände.

Der Major besaß bei einer rauhen Außenseite den zartesten Sinn der Freundschaft. Er sagte: „Falscher Conjunctiv, Freundchen! Sie haben einen, der nicht alles zu wissen braucht. Lassen Sie ruhen, das sich nur mit Seufzern heben läßt. Taugt nichts, erschöpftes Vertrauen. Ich wünsche nur noch zu erfahren, wie Sie eigentlich zu der weiblichen Drei-Uneinigkeit gekommen sind? Josephine, das friedsame Täubchen! ist nicht in diesem Zwiespalt begriffen. Sie ist auch hier als der heilige Geist die schwächste Person dieser Trinität und eine wahre Vergebung der Sünden. Wie?" fuhr der Major abstrahirend fort, „ist's nicht so? werden nicht dem heiligen Geist selbst im Glauben nur flüchtige Honneurs gemacht?"

Der Administrator lächelte wie ein Leidtragender, dem ein zerstreuender Tröster von den Verhältnissen des Himmelreichs vorspricht. Er antwortete: „Ich habe meine Geschichte so weit angelegt, daß ich schwerlich damit an das Ziel gelange. — Meine hiesige Anstellung knüpfte sich an

Fäden, welche noch mit der vormaligen Einwirkung meines Vetters, des Excanzlers, zusammenhingen. Er starb bald darauf. Die gute Beatrix war längst todt. Man fand sie eines Morgens entseelt, mit dem Angesicht in eine Wolke von Flaum gesunken. An den starren Wimpern hingen die zarten Federn; aber sie bewegten sich nicht mehr vor dem verschlossenen Munde; es schien, als ob sie ohne einen Hauch der Todesangst verschieden sei. Dieses sanfte plötzliche Sterben in weicher Pflicht, wie wenn der Schlaf einen Müden überrascht, war die schönste Gabe ihres armen harten Lebens. So oft mein Vetter mir das erzählte, und des Anblicks jener befiederten gestorbenen Augen gedachte, die so treu auf seinen Vortheil gesehen, gingen ihm die seinigen über. — Meine Lage als Administrator gefiel mir wohl; sie war gewissermaßen das Resultat der Ergebnisse meiner früheren Jugend. Hier konnte ich ein Landwirth sein im weiten Felde der Industrie, nicht beschränkt auf die Hufe eines engen Besitzthums, und zugleich ein Diener des Staats, dem ich mit all meinen Kräften zu nützen wünschte. Meine Vorliebe für diesen Ort ist sich stets gleich geblieben. Wie oft hatte der katholische Gesang von Sanct Capella, die heilige Nonnenstille, der Weiheduft andächtiger Mysterien, den lutherischen Jüngling in mittelalterliche Träume gewiegt! Ich war nun erwacht, und Alles war anders und wirklich. Doch noch jetzt schlägt die große Glocke mit jenem romantischen Klange tiefe Saiten in mir an, und wenn Fabia mit dem großen Schlüsselbunde durch den Kreuzgang geht, muß ich der Pförtnerin gedenken und jenes kleinen klingelnden Geläuts in ihrer Hand, welches, meinem Gefühl nach, den Chor seliger Geister in einem Himmel öffnete, den die Welt fälschlich für ein

Grab der Lebendigen hielte. — Wie öde reformirt war nun das schöne Stift, wie profan geworden! — Ich schützte mit Pietät, was noch aus dem Umsturz jener Verhältnisse zu erhalten war. Die Hand, welche leise und achtsam an das heilige, das genommene Recht rührte, war desto eifriger, wo es den Ertrag der Grundstücke galt. Man sprach davon, es sei im Werke, das pompöse Gebäude zu einer Strafanstalt, einem Spinnhause, herabzuwürdigen; diese Möglichkeit empörte mich. Dann sollte es zu einer Seidenfabrik benutzt werden, endlich wolle man, hieß es, eine chirurgische Pepinière daraus machen. Ich kam den Behörden mit einer Proposition von meiner eigenen Idee zuvor. Solle es denn nun einmal hier gesponnen oder geschnitten sein, wohl! so gebe man den Parzen Wohnung, und lasse verdiente Officiere hier leben und sterben. Dann zieht die Ehre ein und nicht die Schmach, und statt Mühe, Plage und Schmerz webt in diesen Mauern das Seidenleben der Ruhe. — Es wurde einstweilen zugestanden."

Major Feldmeister reichte dem Administrator mit einem gerührten Blicke die Hand und sagte kein Wort. Er dampfte nur einen unendlichen Qualm aus, als wollte er sagen: „Bis an meinen letzten Athem werde ich Dir dies danken."

Und der bürgerliche Prälat der einst gefürsteten Abtei sprach: „Ich machte mich nunmehr mit meiner neuen Lage genau bekannt. Das Drängen der ersten Einrichtung ließ mich wenig zu mir selbst kommen. Es waren Rückstände zu bearbeiten, mein Vorgänger hatte lange danieder gelegen — auf den versäumten Gütern lag mehr als ein Feld der Nutzung brach. An geselliges Bekanntwerden in der Nachbarschaft zu denken, hatte mir noch keine Zeit geübrigt. Es war in einer Geldangelegenheit von Belang, wo ich ge-

sprächsweise den Oberförster zu Rathe zog. Das wird Ihnen ihr Vetter, der Rentmeister in Bühle, am besten sagen können — meinte er. Mein Vetter? fragte ich befremdet; ich wußte von keinem. Nun ich dachte nur, antwortete Jener, weil er eben so heißt, Sie wären mit einander verwandt. — Dies gab mir ein Interesse mehr, dieser Weisung zu folgen, und den Mann meines Namens kennen zu lernen. Ich ritt desselben Tages noch hinüber. Es war im Mai. Ein Gewitter schauerte über die quellenden Saaten; doch sah ich wohl, es würde vor der Nacht nicht kommen. Ein eigenes Gefühl von Schwermuth oder Ahnung preßte mir die Brust, als laste ein nie getragenes Gewicht mir auf der Seele. So kam ich an den englischen Garten von Bühle. Die Sonne schoß eben einen goldrothen Pfeil auf das steinerne Windspiel, welches am untern Ende des Parks auf einem Postamente ruht. Es blickte mit todten Augen in den flammenden Köcher — ich weilte einen Moment an dieser Stelle und dachte, da liegt der Hund begraben! Gott weiß, durch welche Verbindung der Ideen mich der Gedanke geisterhaft ergriff, es läge unter den dunkeln Schatten dieses Ortes irgend ein Geheimniß verborgen, das meiner Theilnahme angehöre! — Das große gothische Schloß, die Colonnade vor den Wohnungen der Beamten, schien mir schön, aber düster, und ich gab dies Halbdunkel meiner innersten Auffassung der frühlingstrüben Atmosphäre Schuld. Innerhalb der Gehöfte war es auf die bängste Weise still, nur der Brunnen machte ein kühles Geräusch und die Wasserkufe schäumte über. Ich sah Niemand, den ich nach dem Rentmeister fragen konnte. Da öffnete sich leise eine Thür hinter der Colonnade, ein Mädchen, kaum jungfräulich erwachsen, tritt hervor, ein feines

Glas in der zarten weißen Hand, und wirft einen schüchternen Blick auf mich, den Mann zu Pferde. Es liegt etwas Poetisches, Major, in dem Anblick eines schönen Kindes am Brunnen; der Durst des Herzens, worin er auch bestehe, wird dadurch gelöscht. — Ich fragte höflich, ob ich den Rentmeister zu Hause anträfe. Die Kleine nickte — es war Josephine." Jetzt nickte auch der Major.

Ich band mein Pferd an eine Säule und folgte ihr. Sie bat, daß ich einen Augenblick verziehen möchte, denn der Vater wäre krank, und sie müsse es ihm erst sagen, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche. Ich wartete vor der Thür zu ebener Erde; drinnen entstand ein ungastfreundliches Gemurmel, dazwischen hörte ich Josephinens Stimme wie vorbittend. Endlich winkte sie mir. Ich trat in ein düsteres Zimmer. Grüne wollene Vorhänge dunkelten es, und warfen noch bleichere Schatten auf einen kranken Mann, der bei diesen schwülen Wärmegraden in Betten eingehüllt auf dem Sopha saß. Eine Frau rückte ihm die Kissen zurecht, und schien, mit Sorgfalt um ihn beschäftigt, sich nicht um den Eintritt eines Fremden zu kümmern. Der Anblick dieses Kranken erschütterte mich. Ich stellte mich ihm vor, und fragte beklommen, ob unser Gleichname vielleicht Grund in einer entfernten Verwandtschaft hätte! — Der Rentmeister lächelte — o! furchtbar lächelte er. Seine Antwort lautete: Verwandt? Nein, Herr Administrator, wir sind nur Brüder. — Mein Blick sah ihn mit — Entsetzen, möchte ich es nennen, — auf die Wahrheit dieser Aussage an; dunkel hatte es mir vorgeschwebt, dieser Mann könnte der Sohn meines Vaters sein. Er war gegen mich ein Greis, eine ganze Lebenslänge schien sich zwischen uns hinzuziehen; doch der verknüpfende Faden blieb und zerriß in jener Minute

mein Herz. Jetzt wußte ich, warum mir so ahnungsvoll zu Muthe gewesen, was dieser Weg mir aufgebürdet hatte. Meines Vaters Freiheit hemmte mich wie eine Kette, deren tausendstes Glied noch getragen werden muß. Mein Bruder! und mir so todesfremd! — Getrennte Ehen sind es, welche eine Weltverbrüderung unmöglich machen und das Band der Menschheit auflösen. Mit diesem stillen Bekenntniß legte ich mir selbst das Gelübde ab: Scheiden lasse ich mich nimmer! — Ich wagte ein brüderliches Wort an den Rentmeister. Er nahm es nicht auf, und nannte mich Sie. Ihr Vater, Herr Prälat, sagte er, als ginge ihn dieser Name gar nichts an, verstieß mich im Mutterleibe, und wer einmal unter der Bank geboren ist, kommt nie auf. — Diese Worte deuteten mir langes Unglück an und einen zerbrochenen Geist. Eine Thräne schlich über die Wange seiner Gattin, welche sie verstohlen abwischte; Josephine schlich leise hinaus. Ich hatte nicht den Muth, nach seinen früheren Verhältnissen zu fragen. Spät ritt ich nach Hause. Der Donner rollte krachend, die Wolken waren Feuerschlünde, es regnete wie mit Gießbächen. Ich empfand wenig von der empörten Natur. Meine Seele bebte noch unter stärkeren Schlägen, und die einzige Thräne meiner Schwägerin hatte mich mehr erweicht, als dieses Sturzbad. Sie werden leicht denken, daß ich nicht säumte wieder nach Bühle zu kommen; doch nur langsam gelang es mir, mich meinem Bruder zu nähern und Eingang in sein Vertrauen zu finden. Seine Frau, gleichwohl auch zurückhaltend, war dennoch freundlicher mit mir. Ich merkte bald, daß sie zu den Stillen im Lande gehöre, und eben so, wie oft der Unmuth ihres Mannes über eine Frömmigkeit laut werde, die ihm doch in der Geduld, womit sie

seine Leiden ertrug, zum Segen gereichte. Aber mein Bruder war menschlichen Ansehns nach ein Mann des Todes, und sein Gemüth schien mir noch kränker. Wie viel die Frau für seine Pflege that, eine größere Kraftanstrengung entwickelte sie, seine Seele zu retten. Sie ließ seinen Eigensinn und die Natur gewähren, wenn er den Arzt nicht wollte; aber sie quälte ihn unaufhörlich mit dem lieben Heiland."

Der Major schüttelte den Kopf und sprach: „Taugt nichts, daß solch heilige Liebschaft aufdringlich werde; der Mann muß dem besten Freunde die Thür des Hauses und Herzens selbst aufmachen."

„Einst kam ich dazu," fuhr der Administrator fort, „als Beide in streitendem Gespräch über die verstörende Ursache seiner jetzigen Leiden waren. Mein Bruder schwieg sogleich; aber Fabia, gestützt auf die Autorität ihrer Gottseligkeit, konnte nicht abbrechen, ohne weiblich das letzte Wort zu behaupten. Sie sprach: Sei nur getrost! es wird uns im Himmel wohl belohnet werden, so man uns um Gerechtigkeit willen verfolgen sollte. Da fuhr mein Bruder heftig auf: Um Gerechtigkeit willen? Frau, Du faselst! eine Schändlichkeit ist es, die ich werde verantworten müssen; ich sage Dir, es ist kein größerer Betrug erfunden worden. Der Glaube an eines Menschen Wort ist mein Unglück gewesen und mein Elend geworden — ich will Gott nun nicht mehr versuchen. Es lag eine Resignation darin, die mich mit kalter Hand durchgriff. Fabia entfernte sich; ihr Mann fiel erschöpft in einen fieberhaften Schlummer, ich ging seiner Frau nach. Sie stand im Gärtchen, begoß ein Blumenbeet mit ihren Thränen und rang in christlicher Verzweiflung die Hände über

den weißen Lilien. Ich redete ihr zu. Fabia verklagte den unbeugsamen Sinn ihres Mannes, der jedem Gnadenmittel widerstände und nicht arbeiten möge an seinem Heil. Ein Luftzug führte die leise ängstliche Frage von ihren Lippen: Ob er nur selig werden wird? Die Lilien nickten. Ich sagte, was ich dachte, daß diese Kinder ihres Schöpfers auch nicht arbeiteten im reinen Glanz ihrer Heiligkeit, und dennoch erständen zur Frühlingsfreude der verjüngten Erde. —

Fabia schien nicht einzugehen in diesen natürlichen Trost. Sie sagte: Seine Mutter ist lediglich Schuld daran. Diese war ungewiß über den Vater — seinen Vater — darum zweifelt nun der Sohn an Gott! — So schob meine Schwägerin ihren Scrupel, ob ihr Mann das ewige Leben haben werde, Denen zur Last, die ihm das irdische gegeben. Bald darauf ward es schlimmer mit dem Bruder. Kurz vor seinem Tode übergab er mir die Sorge für seine Wittwe, für sein Pflegekind, legte den Schlüssel zu einem wichtigen Geheimniß in meine Hände — dann drückte ich ihm die Augen zu. Das Recht eines Gestorbenen zu vertreten, darf ich keinen eigenmächtigen Schritt thun, noch gestatten, eine schwere Verpflichtung hält mich an Fabia fest. Sie sehen also, wie viel mir daran gelegen sein muß, Einigkeit unter den beiden Frauen zu erhalten; denn auch Therese — —" hier summte die elfte Stunde vom Klosterthurme. Der Major fuhr elektrisch zusammen, wie von diesem Schlage gerührt. „Elf! ich muß nun fort, und es wird mir den ganzen Tag sein, als steckte ich mit einem Arme nur im Aermel des Rockes. Ich habe dem Hauptmann Moorhausen eine Partie Piquet vor dem Essen versprochen, und halte Wort, wenn auch ihm kein wahres Wort aus dem Munde geht. Das Genie dieser Art muß in den Endsilben

dieses Namens wohnen: Moorhausen! Münchhausen! — Wie hat er uns vorgestern wieder belogen! er sprach von seinem Gute in P. — Wir lachten unvernünftig. Er nahm es nicht übel — das war honett. Aber — Ihre Geschichte, Freundchen, ist mir in Wahrheit interessant; der Schutz, den Sie der Frau Fabia angedeihen lassen, hat seinen gediegenen Grund; ich bin nur neugierig, welcher Wind Ihnen die flatterhafte Therese zugewehet haben mag. — Allzugroßmüthig sein, taugt nichts."

Das Reitpferd, worauf der Administrator täglich um diese Zeit die Ronde zu machen pflegte, ward vorgeführt. Der Major erhob sich mit steifem Gelenk, Faust schüttelte den schwarzen Mantel. Im Begriff zu gehen, sagte der Major: „Da fällt mir ein, ich habe ganz vergessen, weßhalb ich eigentlich gekommen bin. Ich wollte ihnen auch ein Geschichtchen erzählen, das fabelhaft klingt, das Mährchen vom gläsernen Pantoffel. Mein Neffe — doch jetzt ist's zu spät; wo werden wir nur all' die Zeit zu den vielen Reden hernehmen?"

„Wir sprechen uns bald wieder —" vertröstete Herr Prälat, und griff nach seinem Hute. Er hatte sich die Brust doch etwas freier gesprochen. Es ist gut, wenn sich die Menschen zuweilen des Warums ihrer Bürden bewußt werden; die Nothwendigkeit, sie zu ertragen, wird ihnen alsdann klar und leichter.

Sanct Martin war und blieb gegen seine Gewohnheit hell und schön. Sonst hat an diesem Tage der Himmel Baumwolle feil, und die Luftgeister sind geschäftig, der Natur eine weiße warme Schlafmütze daraus zu weben. Doch heute schritt der Herbstheilige, der sonst winterrüstig erscheint, in heiterer Luftigkeit einher, und grüßte mit dem gelben

Sommerhute so herablassend freundlich, daß die schläfrige Welt munter aufwachte und träumerisch hoffte, der Sommer wolle noch einmal wiederkommen. Hier und da zwitscherte ein schlaftrunkener Vogel, robuste Bäuerinnen verbauten die kleinen Fenster mit Moos, um im Grünen zu arbeiten — der klösterliche Invalidenstamm rückte lustig ins Feld.

Schwerlich dürfte der glänzendste Thee im schönsten Salon der Residenz eine wichtigere, wenn auch andere, Beklommenheit der Erwartung erregen, als bei den Damen des Stiftes der simple Nonnenthee in Veronica's kleiner Zelle, wohin sie geladen waren. So sind die Vergnügungen der Geselligkeit, wie verschieden auch gestaltet und bedingt, sich doch in ihrer Wirkung überall gleich. Zudem machte der seltene Schritt aus dem engen Kreise heiliger Regel diese Einladung zu etwas Außerordentlichem, und die stille Geschäftigkeit der priesterlichen Jungfrau, der Opferrauch ihrer Küche oder Küchel, wie Veronica sie nannte — legten einen unbewußten und geheimnißvollen Altarwerth auf den kleinen Theetisch der Nonne.

Als es nun in den gewölbten Räumen des Klosterhauses zu düstern begann, die Schatten des Abends längs den kalten Wänden hinschlichen, flimmerte es schon lichterhell in Veronica's Stübchen. Mit dem Glockenschlage Fünf standen die Schwägerinnen und Josephine an dieser geweihten Thür, hier wußte man nichts davon, oder wollte nichts davon wissen — daß ein verspätetes Erscheinen für bedeutend gelte. Schwester Veronica empfing ihren Besuch erhitzten Angesichts und mit einer gewissen gastlichen Feierlichkeit. Die Zelle, noch immer ein geistliches Betstübchen, hatte nur einen Anstrich von Häuslichkeit bekommen, die jedoch in ihrer einfachen Beschränkung dem religiösen Charakter der Einrichtung

nicht zu nahe trat. In einer Nische sah seit manchem Jahr die Mutter Gottes mit dem Christuskinde auf das jungfräuliche Bett herab; das Waschbecken und die Wasserflasche von englischem Zinn blinkten in Formen wie Geräthe der Sacristei; in die blendende Serviette über dem aufgeklappten Tisch war das Lämmlein mit der Kreuzesfahne gewebt, die Lichter von gelblichem Wachs warfen kirchlichen Schein, und bei jeder der drei Tassen lag ein kleiner Blumenstrauß, bei Josephinens aber der schönste. —

Therese, durch den Zwist am Morgen und die spät erfolgte Versöhnung empfänglich gestimmt für den Eindruck solch einer Umgebung, sagte: „Wie heimlich ist's hier! wie hübsch! Ich könnte gern hier wohnen, einzig und allein.“ Josephine wußte hier Bescheid. Wie mit dem Vorrecht eines Kindes zog sie die grünen Bettvorhänge aus einander, schmiegte die warme Mädchenwange an die gesteppte Decke, schlug das blaue Auge gegen die Madonna auf — in diesem Wechselblicke lag eine Welt der Ahnung — und flüsterte: „Wie traut! wie lieb! Ich möchte ewig hier schlafen! —“

Frau Fabia sagte nichts der Art. Sie bewunderte die Ordnung des Stübchens, lobte die Nützlichkeit des kleinen Sparofens, und sah dieser frommen Clause die häusliche Seite ab. Die Bouquets gaben dieser Winterstunde einen schwachen Hauch von Sommerduft, und die Damen freuten sich daran. Man wunderte sich, wie Veronica diese Blümchen so spät noch erhalten könne.

„Ich war von Kindheit an eine glückliche Gärtnerin,“ erwiederte die Nonne hierauf, „und schleppte mich mit Pflanzen hin und her, woraus mein Vater die Folgerung zog, ich würde eine treufleißige Mutter werden, die da Segen

mit der Erziehung ihrer Kinder hätte." Sie lächelte wundersam, wie über einen zerronnenen Traum.

„Schade!" sagte Fabia leise. Veronica hatte dies Wörtchen nicht gehört. Sie machte mit sichtlich gutem Willen, wenn auch nicht mit der Uebung einer Weltdame, die Wirthin, schenkte Thee ein, warf Zucker in die Tassen, und besann sich alsbald, daß sich das nicht schicke, und das Maß der Süßigkeit dem Geschmack eines Jeden selbst überlassen bleiben müsse. — Dann reichte sie das lockende Backwerk, von den Schwägerinnen als trefflich gerühmt. Man bat um die Recepte, inzwischen las Josephine schon eines. Sie hatte dies Papier an dem für sie bestimmten Platze unter dem Sträußchen liegend gefunden; es lautete: „Nimm fünf Loth Ernst, zehn Loth Geduld, zwanzig Loth Sanftmuth und hundert fünf Loth Demuth, dieses alles stoße wohl unter einander im Mörser des Glaubens mit dem Stempel der Stärke, rühre ein Viertelpfund Hoffnung dazu, schütte es in die Pfanne der Gerechtigkeit, und lasse es bei dem Feuer der christlichen Liebe gar kochen. Alsdann bewahre es wohl, damit der Schimmel der Eitelkeit nicht ansetze. Mit dieser Salbe streiche Dich des Morgens und des Abends; es ist ein Mittel gegen die Hölle."

Therese seufzte, als wäre der Athem ihres Busens mit all diesen Gewichten beladen. Die Nonne aber sprach: „Ein Arcanum, der künftigen Hausfrau zu Nutz und Frommen! meine Mutter hielt es für probat."

„Sagen Sie, Schwester Veronica," fiel hier Therese ein, „sind Sie wirklich aus wahrem Klosterberuf Cisterzienserin geworden! Ich wüßte kaum, wie ich mir dies möglich denken sollte." Ihre Miene zweifelte. Die Nonne sah die lebenslustige junge Frau mit einem Blicke an, worin sich

die schweigende Entgegnung aussprach: „Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen —" und nach einem kleinen Besinnen antwortete sie: „Die innersten Triebfedern kennt nur Gott allein, und das Herz mag sich zu tausend Malen eine sich der Welt entschwingende Seele bewegt haben; doch — wenn ich einen Rückblick auf mein langes Leben werfe, und auf den Gang meines Schicksals, der sich in diesen stillen Mauern endet, so möchte ich doch glauben, es sei des Himmels Wille gewesen, daß ich mich ihm weihe, und die frühesten Eindrücke des Gemüths, alle Umstände meiner Jugendzeit hätten dazu dienen müssen, daß meine Bestimmung erfüllt werde. — Im Keim der Zukunft ist die verhängnißvolle Blume eingeschlossen, und der Mensch entwickelt sich mit ihr. Unserer heiligen Märtyrer einige, die in den Flammen gestorben, fingen damit an, den Finger in das brennende Licht zu halten, um zu versuchen, wie lange sie Feuerschmerz aushalten könnten. — Warum sollte ich es Ihnen nicht erzählen? Ist doch nun Alles überwunden." Die beiden Frauen bezeigten ein neugieriges Interesse an dem, was ihnen Schwester Veronica mitzutheilen hätte, und setzten sich zum Hören zurecht; nur über Josephinens Gesicht glitt ein Schatten zarter Furchtsamkeit, als scheue sie es, daß ihre ehrwürdige Freundin zur bloßen Unterhaltung Narben enthülle, die einst vielleicht schmerzlich geblutet hätten. Sie zog die schneebleiche Hand, welche keinem Mann angehört, sacht und seitwärts an ihre Lippen und küßte sie mit Ehrfurcht.

„Mein Vater," begann die Nonne, „war ein gelehrter Mediciner und Arzt am Jesuiter-Collegio in B—. Sein einnehmendes Betragen, äußerst verbindliche Manieren, so weit ich mich deren erinnern kann — seine stattliche Gestalt

und großen Kenntnisse, gewannen ihm aller Menschen Gunst und Zutrauen, weßhalb er denn eine verbreitete Praxis besaß. So dächte man nun, meine Mutter müßte eine glückliche Frau gewesen sein. Doch nicht also. Sie weinte oft still und bitterlich. Ich schmiegte mich dann als ein kleines Kind in die nassen Falten ihres Kleides, ohne zu verstehen, was sie so betrübe — späterhin ist mir die Quelle ihrer Thränen wohl klar geworden. Manche Zähre aus dem Auge der Gattin, das nicht blind war für die Abwege des Mannes, ist damals auf mein Haupt gefallen —; dies war die erste Salbung zur Klosterfrau. — Meine Mutter," fuhr Schwester Veronica fort, „soll in ihrer Blüthe ausnehmend hübsch gewesen sein."

Die drei Zuhörerinnen sahen die Nonne auf den kindlichen Ruhm jener Schönheit an, die längst schon Staub war, im Einverständniß der Meinung, daß dies glaubhaft sei, und noch aus den dunkeln Umrissen des Alters ihrer Tochter erhelle.

„Mein Vater," so war der weitere Verlauf der Erzählung, „hatte sie aus heftiger Zuneigung geheirathet, er scherzte zuweilen im Beisein der Freunde meiner Eltern oder Fremder über seine Bräutigamsthorheiten — wie er sie nannte — die Mutter aber ging nie in diesen Ton ein. Sie blickte ernst und bekümmert dazu. Ich entsinne mich genau, daß dies eine Empfindung in meine Seele legte, als wäre die Liebe eines Mannes kein Glück, mindestens kein dauerndes Glück. Das Einkommen meines Vaters setzte sein Haus in Wohlstand. Wir sahen oft Gäste bei uns. Die elterliche Güte für mich, das einzige Kind, überschüttete mich mit kleinen Schätzen, ein unerfüllter Wunsch fand nicht Raum unter den ange-

häuften Spielsachen; dankbare Kunden meines Vaters beschenkten mich kostbar, und dieser Ueberfluß machte mich gleichgültig gegen den Besitz. — Meine Mutter hatte einen ältern Bruder, der war ihr Beichtvater und Erzpriester an der Stadtkirche. Niemand sah ich so gern kommen, als ihn, den freundseligen, lieben Mann, dem der Trost unsichtbar zur Seite ging. Stets brachte er mir Etwas mit, woran ich besonderes Gefallen fand, und immer war die Mutter ruhiger, wenn er einmal da gewesen. Diese Freude, dieser Friede mischte sich in meine dämmernden Begriffe vom geistlichen Stande. Der Vater mochte ihn nicht leiden, und dies kränkte meine Mutter sehr. Einst zog mein Ohm, nachdem er mich lange hatte rathen lassen, was er in der weiten Tasche seines Rockes trüge, eine Puppe hervor, eine allerliebste Nonne von unserm Orden, und mein Entzücken darüber war unbeschreiblich. Ich küßte die Farben von dem kleinen Gesicht, daß es todtenweiß ward, und drückte die wächserne Brust mit solcher Inbrunst an die meine, daß sie zerspringen mußte. Am liebsten spielte ich Kloster, sang tiefe Weisen wie Choräle, was der Vater manchmal mit einem Fluche untersagte, indem er glaubte, ich spiele Begraben. — Er war, beiläufig gesagt, nicht von allem Aberglauben frei, hinsichtlich auf seinen Beruf."

Therese unterbrach die Geschichte der Nonne mit den Worten: „Man sagt, es soll von wesentlichem Einflusse auf das Geschick der Kinder sein, an welchen Gegenständen sich ihr Liebessinn übe. Sie selbst, Schwester Veronica, liefern einen Belag zu dieser Erfahrung. Hätte ich einst ein Püppchen, ich ließe es nur mit Engeln spielen."

Frau Fabia konnte nicht umhin zu erwiedern: „Dann würde es nicht lernen, Menschen zu ertragen."

Wir lassen es, der Wahrheit dieser Bemerkungen unbeschadet, dahingestellt, ob weiblicher Neid gegen das ihr versagte Mutterglück, oder verletzte Verehrung für die höhern Kinder Gottes, sie in Anregung gebracht habe.

„Die gute Mutter," nahm die Erzählerin den abgerissenen Faden wieder auf, „ließ mir ein kleines Sprachgitter machen, und lehrte mich in ahnungsloser Zärtlichkeit, wie ich mich dabei benehmen sollte. Gewiß ist es, daß diese kindische Spielerei mein Sinnen und Trachten richtete. — Doch hören Sie nur weiter. Zuvor aber noch eine Tasse Thee, ich bitte! er ist nicht stark." Zeitweiliges Nöthigen. Das Geklirr der Tassen, der leise Guß des goldgelben Wassers, das Geprassel der mürben Brezeln und Mandelplätzchen, ein dankendes oder ablehnendes Wort füllte die Pause der Geschichte, bis Veronica sie fortsetzte: „Das Haus meiner Eltern, worin meine Mutter geboren wurde, stand am Marktplatze, dicht neben dem sogenannten Rathskeller, den die Gebrüder Posca, ein Paar Italiener, in Pacht hatten. Dort fanden sich die Patricier der Stadt ein, und mein Vater ging jeden Abend — kaum machte der heilige Abend eine Ausnahme von dieser leidenschaftlichen Gewohnheit — in diese Tabagie, ein Gläschen Montefiascone zu rinken. Nur Geschäfte hielten ihn ab, doch nie Liebe für die Seinigen. Meine Mutter saß wie eine verwittwete früh und spät mit mir allein; es war dann so traurig und waisenhaft still um uns her, und die Uhr schlug manchmal schauerlich die zwölfte Stunde, ehe der Vater heimkehrte. —

Die Mutter ertrug zwar duldsam, was sie nicht ändern konnte, ich habe nie gehört, daß sie dem Vater deßhalb Vorwürfe machte; dagegen nährte sie einen seltsamen Groll gegen die Menschen, die ihrer Meinung nach daran Schuld

wären, daß sie so verabsäumt würde, und ihr Haß erstreckte sich über ganz Welschland. Von einem italienischen Salat hätte sie nimmer einen Bissen angerührt; ich würde nur Gift und Galle essen — sagte sie einmal zu mir, als ich sie in Gesellschaft bat, von solch einer Schüssel ein wenig zu nehmen. — Mir war diese Nachbarschaft unbeschreiblich anziehend. So oft ich mit meiner Mutter im Dunkeln von einem Gange nach Hause kam, bat ich sie, vor den geöffneten Thüren dieser Unterwelt einen Augenblick stehen zu bleiben. Die Lampe, welche die feuchten Stufen erleuchtete, hatte einen zauberischen Schein, es zog mein Herz hinab — ich wußte nicht, wie? Das fremdartige Rufen der dienstbaren Geister, die Glocke, welche geläutet wurde, wenn einer der Weingäste etwas begehrte, brachte meine junge Seele in eine ganz eigene Schwingung. Die Mutter mußte mich mit Gewalt fortziehen, und ich erinnere mich, daß sie einst seufzend sagte: Der Rathskeller hat Dir's angethan, wie Deinem Vater. — Einer der Brüder Posca hatte seine Familie noch in Verona, und nie ist dies sonderbare Verhältniß mir deutlich geworden. So war ich herangewachsen. Einst kam mein Vater in nächtlicher Zeit etwas benebelt heim — dies war sonst sein Fehler nicht. Ich lag zwischen Schlafen und Wachen mit dem Kopfe auf meiner Mutter Schoße und hörte das Gespräch der Eltern. Mein Vater erzählte, wie er diesen Abend dem Peter Posca die Hand darauf gegeben habe, daß, wenn sein Sohn, der das Geschäft fortführen sollte, nun käme, was zu erwarten, und hätte seinen Beifall, so solle er auch die einzige Tochter haben und sein Eidam werden. — Ich fühlte, wie meine Mutter erschrak, und elektrisch zuckte der Schlag dieser Worte durch meine Glieder. Du wirst doch unsere Clara — so hieß ich in

der Welt — nicht einem Weinwirth geben? fragte sie mit bebender Stimme; solch ein Italiäner, wenn er noch nicht gebleicht ist und kaum ein Wort Deutsch versteht, kommt mir vor wie ein Bandit. — Es gab eine feine Linie für meinen Vater, wo seine angetrunkene gute Laune in Jähzorn überging; auf dieser Linie schwankte sein Ton, womit er erwiederte: Verlaß Dich darauf, mein Schatz! Clara wird den jungen Posca heirathen, und weder an seinem Kauderwelsch, noch an der schwarzbraunen Farbe seines Angesichts sterben. Wir haben mancher Flasche den Hals gebrochen, um dies Verlöbniß zu besiegeln. — Meiner armen Mutter mochte wohl das Herz dabei brechen. Es war mir, als hätte ich dies zu hören nur geträumt. Als ein Mägdlein von funfzehn Jahren, wußte ich mich die Braut eines Unbekannten, und dachte ich an die Vorstellung meiner Mutter, so durchbohrte ein ahnungsvoller Schmerz mir die Brust. Ich verlautete aber in jungfräulicher Schüchternheit nie eine Silbe, daß ich davon Wissen hätte. Das Geheimniß, welches ich bewahrte, war jedoch nicht danach, meine Aufmerksamkeit für die Nachbarschaft zu schwächen. Ein Geräusch am Rathskeller bewegte mich wie das Blatt der Espe, jede brünette Mannsperson brachte mich in Schrecken. Doch ging eine Zeit still hin. Ich hatte es von jeher geliebt, wenn die Frachtwagen mit den welschen Waaren kamen, dem Auspacken der Früchte und Delicatessen zuzusehen. Es geschah dies gewöhnlich in einem Hofraume, den das Fenster einer Hinterstube unsers Hauses bestrich. Die Atmosphäre vom Dunst feuriger Weine, die sich hier niemals verzog, betäubte mich angenehm, während sie meiner Mutter Kopfweh verursachte. Wenn ich die Citronen, sinesischen Aepfel, Datteln und Limonien aus Blätterschichten

hervornehmen sah und der südliche Duft herüberwehete, so war mir so sehnsüchtig zu Muthe, als wären diese Früchte vom Baum des Paradieses gepflückt; aber immer stand etwas Trauriges wie eine dunkle Gestalt mir vor der Seele. Beinahe war meiner Mutter so wie mir eine vergessene Sache, was ihr der Vater gesagt, als er eines Tages in das Zimmer trat, einen jungen Mann an seiner Hand, den er uns als den Sohn des Herrn Peter Posca vorstellte. Meine Mutter ward bleich wie der Tod, ich aber erröthete, daß mir die Stirn flammte. Der sah nicht aus, als könnte er Menschen berauben oder ermorden! Ein wenig bräunlich nur war seine Gesichtsfarbe wie ein schönes Oelgemälde, dem man es bewundernd verzeiht, daß der Künstler sich in etwas starken Schatten gefiel. Seine glänzend schwarzen Augen ruhten wie der höchste Gewinn eines Würfels auf mir — und der Wurf meines Schicksals schien mir ein erstaunenswerthes Glück."

Bei dieser begeisterten Schilderung einer männlichen Persönlichkeit, im Munde einer alten Nonne, hustete die kühle Fabia, und sah bedenklich nach Josephine hin, die gesenkten Blickes an ihrem Strickzeug eine Masche aufhob, welche ihr tief entfallen war. Therese aber rief erregt: „O das ist prächtig! der Gedanke des Vaters war so übel nicht. Mir däucht, die Frau eines Mannes, der offene Tafel hält, ohne daß sie sich mit Kochen und Backen plagen darf, und ein Lager für Gäste, müßte es gut mit haben und eine immer fröhliche Ehewirthin sein. Ich brenne vor Begierde zu erfahren, ob Sie den hübschen Jüngling noch genommen haben."

Der schwache Schein einer längst gedämpften Flamme, wie wenn Asche ausglimmt, röthete Veronica's Wangen, als sie sprach: „Was Sie äußern, schmeichelt dem Interesse

meiner einfachen Erzählung. Sie vergessen jedoch, Frau Therese, daß ich eine Braut Christi geworden bin. — Ueberdies theilte meine Mutter Ihre Meinung nicht. Als der Besuch fort war und ich schweigend blieb, redete sie mich mit händeringender Geberde an: So ist es doch wahr! ich dachte schon, jener mir verhaßte Gedanke wäre mit Deines Vaters Rausch verflogen, und hütete mich wohl, ihn daran zu erinnern. Mein armes Kind! jammerte sie, eine Kellerspinne sollst du werden, die hurtig hin und her läuft und darauf lauert, eine lose Fliege in das Netz zu bringen. Maria und Joseph! soll ich meine Tochter in den Keller betten? — Obgleich das mütterliche Herzeleid mich rührte und jenes Bild mir widrig war, so mußte ich doch lächeln, wie meine Mutter ein Sprichwort anwendete, worin ihre tiefste Abneigung sich ausdrückte. — Von dieser Zeit an besuchte uns der junge Nachbar zuweilen. Nie blieb er einen Tag länger aus, oder verweilte eine Minute über die gewöhnliche Frist. Diese Regelmäßigkeit ängstete mich heimlich; ich wußte selbst nicht warum? Ueberhaupt war etwas in diesem Verhältniß, was mich wie ein leiser Zwang drückte. Von einer Heirath zwischen uns war die Rede nicht, und daß wir Brautleute wären, hätte uns Niemand angesehen. Ich leugne nicht, daß ich meinem Zukünftigen sehr gut war, und mir mit Vergnügen bewußt, wie ich zu ihm stände, wenn ich auch das Vorurtheil meiner Mutter schonte. Ludovico sollte sich erst in seine Lage eingewöhnen — hatte sein Vater gesagt. So saßen wir einander blöde gegenüber; ich fühlte ein ängstliches Bedürfniß, ihn zu unterhalten, als ob ich *seine* Langeweile empfände. Hatte ich auf sein Kommen gehofft, so sah ich nicht minder gern dem Augenblick entgegen, wo er aufbrechen würde — wußte ich ihn doch

voraus. Manchmal preßte mir der Druck einer innerlichen Beklommenheit Thränen aus, die dann flossen, wenn er fort war. Dabei tröstete ich mich, daß er nicht recht fort könnte mit der Sprache — ich hoffte ohne Hoffnung —" die Nonne lächelte trübe; „die Liebe hilft auch einem Stummen aus."

Eine Solche ward jetzt redend. „Aber liebe Veronica," sprach Josephine, die ihren Mund noch nicht aufgethan, was man am tiefsten fühlt, läßt sich oft am wenigsten sagen — der junge Herr kann auch aus Liebe geschwiegen haben."

„Schweige Du, voreiliges Kind!" herrschte Fabia mit leiser Strenge ihrer Pflegetochter zu, „Du kannst hierüber noch gar nicht urtheilen."

„Ich dächte doch!" meinte Therese, und ihr Lächeln nahm Partei für diese.

Veronica blickte das verschüchterte Mädchen zärtlich dankbar an. Sie wußte wohl, welchen Glauben Josephinens Worte ansprächen.

„Oft ist es so, mein bestes Kind," sagte die Nonne zu dem Liebling ihres Herzens; „allein hier war es nicht der Fall. So oft Ludovico kam, beschenkte er mich mit einer artigen Kleinigkeit. Ich durfte nur etwas lobend erwähnen, so dauerte es nicht lange, es war mein Eigenthum. Dieser aufmerksame Sinn, mir eine Freude zu machen, täuschte mich in dem Gedanken, er wolle mein Glück. Ludovico trug einen Ring an seinem Finger, der mir in die Augen stach; er war vom feinsten Golde, mit dem Bildniß einer Mater dolorosa in Mosaik ungemein künstlich gearbeitet. Dieser Ring war das Einzige, was er meinem sichtlichen Wunsche vorenthielt, und zufällig sagte er einst, daß es ein

Andenken von seiner verstorbenen Mutter wäre. — So war länger als ein Jahr vergangen, und jetzt äußerte mein Vater, daß unsere Verlobung in einiger Zeit vollzogen werden würde. Doch ehe ich mich meinem Ziele nähere, muß ich zuvor noch etlicher bedeutsamen Umstände erwähnen. Vielleicht war es in Folge der Unruhe meines Gemüths, daß ich mich damals etwas kränklich befand. Mein Vater glaubte nicht recht daran, wie denn Aerzte in der Regel Uebel, woran die Ihrigen leiden, für unerheblich halten. Die hochselige Gräfin Frankenstern beehrte meinen Vater mit ihrem Zutrauen. Wenn sie mit ihrem Gemahl auf den hiesigen Gütern war, bediente sich sich seines Rathes, eines Schadens wegen, der, wie mein Vater meinte, leicht in einen Krebsgeschwür hätte ausarten können. Auch in jenem Herbste kam sie nach B—. Sie fand mein Aussehen verändert, und erkenntlich für geleistete Hülfe, forderte sie meinen Vater auf, mich ihr auf ein paar Wochen mit nach Bühle zu geben, zur Zerstreuung, wie die Gräfin sagte. Mein Vater war zu höflich, um der vornehmen Dame diese gnädige Bitte abzuschlagen, meiner Mutter flehender Widerstand, mein eigenes Wollen oder Weigern kam dabei nicht in Betracht. Indessen gefiel es mir doch ganz wohl in Bühle. Die Gräfin war die Leutseligkeit und Liebe selbst, eine wahre Seele von einer Frau! — Morgen, mein Clärchen, sagte sie am zweiten Abend, wird eine Novize in Sanct Capella eingekleidet; hast Du das schon gesehen? Wir werden hinüberfahren. Ich verneinte; es war mir unbeschreiblich lieb, daß es sich so träfe, und ich konnte den folgenden Tag kaum erwarten. Die geistliche Hochzeit wurde mit größter Pracht vollzogen. Die Nonne, welche Profeß that, war eine reiche Erbin von Hardt. Die Sage

ging, sie hätte sich die Untreue eines Geliebten zu Gemüth gezogen. Das wunderschöne Frauenbild von edlem Wuchs, im vollen Brautschmuck, flimmernd von Geschmeide, worin die Kerzen der Altäre wiederstrahlten, die Gestalt des hochwürdigen Bischofs; — alles, was ich sah und hörte, machte einen mächtigen Eindruck auf mich. Wie nun die Orgel erbrauste und bebte, löste sich mein Wesen in erschütternden Gefühlen auf. Ich wurde hingerissen von dem heiligen Strom. Alles Irdische versank, ich sah in den offnen Himmel der Kirche und in meiner Brust rief es: De profundis!"

„Schwester Veronica," sagte Fabia, indem sie die Hand der Nonne faßte, als wolle sie ihr mit dieser Bewegung Einhalt thun, „werden diese Erinnerungen Sie auch nicht allzusehr angreifen? Ich dächte" — sie redete nicht aus. Vielleicht war dem Protestantismus Fabia's jene Schilderung noch ungleich aufregender, als dem stillbegeisterten Gemüth der klösterlichen Jungfrau. Diese schüttelte den Kopf und sprach: „Nein, nein! lassen Sie mich nur ruhig auserzählen. Ich sah das Kleid von Goldbrocat fallen wie eine verachtete Zier — die blonden Haare — der Bischof schnitt mir in das Herz — und das Fräulein, aller Eitelkeit bar, der Welt absterben. — Während dieser ergreifenden Ceremonie wurde eine Glocke geläutet. Mir summte es schwer vor den Ohren, ich war einige Secunden ohnmächtig. Wenn ich an den Blick dachte, den die junge Nonne, ehe sie von dem Convent in die Mitte genommen, auf das gefüllte Schiff der Kirche warf, und dann durch die Thür verschwand, welche nach dem Innern des Klosters führt; so schwamm ihr Bild vor meinen Augen. Als ich am Abend jenes denkwürdigen Tages mich allein befand,

und meine Haare auflösete, bemerkte ich, daß sie genau von derselben Farbe wären, wie die des Fräuleins von Hardt, welches knieend vor dem Bischof das stolze Haupt in seinen Schoß beugte, daß es seines Schmuckes beraubt würde. Während sich diese Scene meinem Gedächtniß wiederholte, entflocht ich die langen Zöpfe, und ließ sie wellenartig durch meine Finger gleiten. Da fällt etwas mit leisem Geklingel zu meinen Füßen — es war eine silberne Scheere, die ich unversehends vom Tisch gestreift hatte. Eine innere Stimme raunte mir zu, daß dieser kleine Zufall vorbedeutend wäre, und unter Nervenfrösteln legte ich mich zur Ruhe. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin einzuschalten, wie es mir vorkommt, als ob in jedem öffentlichen Opfer eine geheimnißvoll anziehende Kraft zur Nachahmung läge, welche verschwistert ist mit dem Reiz der Traurigkeit und der Gefahr. Und wie verschieden es auch sei — mein Heiland bewahre mich vor dem Vergleich! — ein reines Herz am Hochaltar den Lockungen der Welt zu entziehen — oder ein verbrecherisches Leben auf dem Hochgericht in die Hände seines Schöpfers zurückzugeben; eine ähnliche Tiefe der menschlichen Seele ist es gleichwohl, worin es liegt, daß Todesstrafen weniger abschrecken, als sie sollten. — Bei meiner Nachhausekunft fand meine Mutter, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen wäre. Sie suchte mich durch allerhand erheiternde Mittel zu zerstreuen. Am Andreasabend gossen wir üblicher Weise geschmolzenes Blei. Der Geist Gottes, den wir solchergestalt versuchten — schwebte über dieser kleinen Wasserfläche. Ich zeigte der Mutter die Form, welche sich meinem Guß gebildet hatte. Nun das ist ja ganz natürlich wie eine Abtei mit Thürmen und Kreuzen — sagte sie: Du wirst uns doch nicht

ins Kloster gehen wollen, Kind? Und da die gute Mutter hinsichtlich meiner Zukunft keines Scherzes fähig war, der nicht ein wenig bitteres Salz gehabt hätte, so setzte sie lächelnd hinzu: Viel eher hätte ich gedacht, Du würdest kleine Tönnchen, worin man Sardellen und Kappern voraussetzte, oder ein kugelrundes Weinfaß fischen. — Ich betrachtete schweigend mein bleiernes Schicksal. Doch genug hiervon; meine Erzählung möchte sonst ihre Geduld ermüden. Das Jesuiter-Collegium besaß ein uraltes Gebäude vor dem Thore, welches, seiner schönen Lage wegen, theilweise in wohnlichen Stand gesetzt worden war. Der schöne Garten daran, mit tropischen Gewächsen bepflanzt, war zu einem wissenschaftlichen Zweck eingerichtet worden, und mein Vater, der die Botanik leidenschaftlich liebte, durfte ihn gewissermaßen als den seinigen betrachten. Hier verlebten einige Familien der Professoren die wärmere Jahreszeit, zumeist solche, die ein kränkliches Mitglied hatten. Auch uns waren des Anrechts wegen, welches sich mein Vater an dem Garten erworben, ein paar der besten Zimmer eingeräumt, und ich freuete mich stets auf den Tag, wo wir unser Sommerlogis beziehen würden. Unter dem Dache dieses Hauses wohnte ein Sprachmeister, Namens Tambio, hoch genug, daß die hektische Brust des ungesunden Mannes hier Luft des Himmels trinken konnte. Mein Vater hatte dem armen Tambio dies bescheidene Plätzchen ausgewirkt, wo er gleichsam einen Thurmwart vorstellte, der, ob auch mit kurzem Athem, gegen Jedermann das Lob seines Arztes und Wohlthäters ausposaunte. Dieser hatte ihm den Unterricht verbieten müssen, weil das viele Sprechen seine kranke Brust angriff; nur einige wenige Stunden setzte seine Tochter fort, die allgemein für ein wackeres Mädchen

und für eine nette Stickerin galt. Er hätte sonst ohne diese Sprachfertigkeit seiner Tochter und den Fleiß ihrer kunstreichen Nadel verhungern müssen. — Wie groß nun auch der Abscheu meiner Mutter gegen meine heranrückende Verbindung war, so vergaß sie dennoch alle die kleinen und größeren Besorgungen nicht, welche ein Brautstand in hergebrachter Form erheischt. Zwar hatte Ludovico bis jetzt noch kein Wörtchen gegen mich fallen lassen; aber eine Heirath war damals nicht das Recht gegenseitiger Zuneigung, sondern lediglich die Angelegenheit elterlichen Ansehens und eine Pflicht des kindlichen Gehorsams. Sie lachen, Frau Therese? Ja, und doch gab es zu jener Zeit weniger unglückliche Ehen als jetzt. Eines Tages sprach meine Mutter mit mir über die Geschenke, welche dem künftigen Bräutigam zu machen wären, und führte unter ihnen auch eine Verlobungsweste auf. Ich dächte, wir nehmen paille Atlaß, sagte sie, und ließen die Klappen und Taschen mit einer Borde sticken, und zerstreute Blümchen in die Mitte. Was meinst Du? — Wir wollen des Sprachmeisters Tochter herunterbitten lassen. — Die junge Tambio kam. Ihr Aeußeres war mir sonst nie aufgefallen; da sie nun jetzt vor uns stand, erschien sie mir sehr interessant — wie man heut zu Tage zu sagen pflegt. Man hätte sie nicht schön nennen können, vielleicht kaum hübsch; aber es lag ein Ausdruck in ihrem Gesichte, der unbeschreiblich rührte. Was sie sprach, klang wie traurige Musik, und wendete mir das Herz im Busen. Meine Mutter redete im Tone ruhigen Bestellens über diese Arbeit, welche sie der äußersten Mühsamkeit der Stickerin dringend empfahl, weil es ein Brautgeschenk werden solle. Bei diesen Worten ward das Mädchen todtenblaß, und ihr Auge

erlosch, wie ein Licht ausgeht. Sie sind wohl unpaß, armes Kind, vielleicht vom vielen Sitzen? fragte meine Mutter, unbekümmert, daß sie diese Anstrengungen vermehre. Wie geht es denn mit ihrem Vater? Er hustet stark, antwortete das Mädchen mit schwankender Stimme, und meine Hoffnung wird täglich schwächer. Diese Nacht hat er wieder ein wenig Blut ausgeworfen — meine Mutter versprach, den Vater hinaufzuschicken, sobald er käme. Sie verlangte nun, ich solle die Blumen und die Zeichnung bestimmen. Mir that das Mädchen sehr leid, und so äußerte ich, wir könnten es ja noch lassen. Nein, sagte meine Mutter, es stehet geschrieben, was du thun willst, das thue bald. Ich wählte also ein Muster von Vergißmeinnicht. In dem niedergeschlagenen Blicke des Mädchens ging ein Schein von Beifall auf, die Mutter aber tadelte mich und sprach: Vergißmeinnicht! das hätte wohl keine Art und sähe aus wie ein Andenken. Du vergissest jedoch, daß Dich der Bewußte so gut wie in der Tasche hat — womit sie darauf anspielte, daß ich mich nach dem Willen des Vaters heimlich für ihn malen ließe, und mein Bild ihm in die Westentasche gesteckt werden sollte. Das Mädchen griff rasch in die ihrige und zog ein Tüchelchen hervor, mit welchem sie sich die Stirn trocknete. Ich achtete dessen nicht, es war sehr warm an jenem Tage. Eine Woche mochte seitdem vergangen sein," fuhr Schwester Veronica tiefathmend fort, „als eines Abends ein schweres Wetter aufzog. Auch der Odem meiner Seele war schwül; Ludovico war mir seit einiger Zeit sehr trübe vorgekommen. Ich legte mich ans Fenster, um in den Kampf der Wolken zu schauen; meiner Mutter schwache Augen vertrugen den Blitz nicht. Sie setzte sich in ihr Schlafgemach hinter verschlossene Lä-

den und betete. Grade unter meinem Fenster war eine Mauerblende mit einem eisernen Gitter und steinernen Sitzen nach Außen. Ein breiter Ahorn wölbte sich schirmend um diesen kühlen Versteck. Ich starrte in die Finsterniß hinaus, mit Gedanken an meine Zukunft, die nicht viel heller waren. Da war es mir, als sähe ich bei dem schwachen Leuchten der Blitze den Schatten eines Mannes um die Blende wanken, und alsbald vernehme ich ein klagendes Geflüster von Innen. Es dauert nicht lange, daß ich in der antwortenden Stimme die meines mir zugedachten Bräutigams erkannte. Er nannte Diejenige, mit der er zu dieser unheimlichen Stunde Zwiesprach hielt, seine Clara, und an dem Tone, womit er diesen meinen Namen aussprach, der zu jener Zeit so allgemein war, daß ihn die meisten Töchter unserer Stadt führten, an diesem Tone hörte ich, daß ich seine Clara nie gewesen, noch werden würde. Schrecken und Eifersucht bewaffneten mein Gehör, so daß mir keine Silbe entging, obgleich jede mein Herz durchdrang. Ludovico's Gegenstand mochte ihn bitten, sich bei dem näher kommenden Sturm nicht zu verweilen, denn er sagte, die Gewitterwache stände am Thor, und dieses bliebe offen, bis sie abziehen könnte. Dann schien er sich gegen zärtliche Vorwürfe zu vertheidigen. Er nannte mich ein liebes, gutes Mädchen, welches er aber nicht lieben könne, weil es ihm aufgedrungen werde, und nur nehmen müsse, gezwungen durch den Willen seines Vaters, der den meinigen für einen Crösus halte. Er sprach sein Sträuben gegen diese Heirath aus, und wie er den Tag der Verlobung so lange als möglich hinzuhalten suchen werde. Er betheuerte, die Mutter Gottes solle ihn in Angst und Noth verlassen, so er jemals der vergäße, die einzig und allein

seine Liebe besitze. Ich bin unglücklich, so lange ich lebe, sagte er, doch ewig werde ich Dein gedenken. — Reiche mir Deine Hand aus dem Gitter, bat Ludovico, daß ich Dir diesen Ring an den Finger stecke, das Liebste, was ich habe. So sind wir verlobt für den Himmel, jenes Gelöbniß hat nur irdische Dauer. — Ach! der Mensch sollte nie weder so bestimmt, noch so vermessen reden! Gott ist's allein, der da bindet und löst. Ein fürchterlicher Donnerschlag schlug ein, ich wünschte, dieser Blitz möchte mich zum Tode getroffen haben. Meine Seele war zermalmt, und betäubt taumelte ich hinweg. Diese Nacht war die schrecklichste meines Lebens. Ich rang zu Gott, daß er mich stärken möge zu einem Entschluß; denn Ludovico's Frau konnte ich nun nicht werden."

„Arme Veronica!" rief Therese mitleidig, „es ist entsetzlich, aus einer hoffnungsvollen Täuschung so zu erwachen!" —

„Und doch war es gut, daß es nicht später geschah," sprach Frau Fabia mit der Ruhe der Vernunft und Erfahrung. Nur Josephine wagte leise zu sagen: „Ach! und auch der Ludovico dauert mich. Er ist doch wohl am unglücklichsten daran."

„Das dachte ich auch!" äußerte die Nonne, und fuhr mit bewegter Stimme fort: „Wie nun der Morgen tagte, der schönste Frühlingsmorgen! da fühlte ich, daß meine Blüthen gefallen wären für immer. Die Natur war erfrischt, die Vögel sangen lustig in den Zweigen — wie mir zu Muthe gewesen, ich möchte es nicht schildern können. Es war sehr zeitig, die Eltern schliefen noch — da ging ich nach der Stadt auf den Pfarrhof, um mit meinem Ohm zu sprechen. Die wenigen Leute, welche mir

begegneten, strichen gespensterisch an mir vorüber, meine Schritte wankten, wie über einem Abgrunde; ich hatte kaum Kraft, die Klingel zu ziehen, die in der nüchternen Stille so nächtlich laut hallte, daß mir ein Grauen ankam. Mein Fuß zögerte über die Schwelle zu schreiten, als gäbe es kein Entrinnen mehr für mich. Der gute Erzpriester war schon auf und im Garten beschäftiget, Ranken und Reben anzubinden, die der Sturm der verwichenen Nacht wild aus einander gerissen hatte. Sein Gesicht war voll Sonnenglanz. — Dieser traute Anblick überwältigte mich — ich sank an seine Brust und weinte laut. Er hielt mich bestürzt in seinen Armen; kein Unglück war so groß, daß er es nicht in meiner Verstörung, in der schmerzbewegten Fluth von Thränen gesucht hätte, die an den Blumen seines Schlafrocks niederfloß. — Ich sagte ihm nun, wie, nachdem ich lange mit mir gekämpft, ich nun gewiß wäre, daß ich den jungen Posca nicht heirathen könnte, indem ich eine unbezwingliche Neigung in mir fühlte, den Schleier zu nehmen, und nur fürchtete, die Eltern würden mir ihre Einwilligung versagen. So bäte ich ihn denn inständigst, meines Wunsches Wort bei der Mutter zu führen. Was den Vater anbeträfe, so wollte ich erst Vertrauen und Muth fassen, da ich von seiner Seite auf starken Widerstand gefaßt sein müßte; weßhalb ich denn auch so zaghaft wäre." —

„Mein Ohm schüttelte den Kopf und sprach: Wäre mir dies doch nicht im Traume eingefallen! Ist es auch nicht etwa nur eine flüchtige Einbildung von Dir? Besinne Dich, liebe Clara! Nonne werden und allen Freuden des Lebens absterben, ist kein Kinderspiel, und ich mache mir einen Vorwurf daraus, daß ich Dir vielleicht mit je-

ner Puppe die erste Idee dazu an die Hand gegeben habe. Ist es mir doch nie so vorgekommen, als ob Du Deinem Liebsten abgeneigt wärest! Ich fürchte, Du verschweigst das Wichtigste hierbei! — Doch um keinen Preis hätte ich meinem Ohm die Wahrheit entdecken können. — Wenn Gottes Absichten vollführt werden sollen, so muß es sich wunderlich schicken. Wer meinen Vater gekannt hätte, seinen Haß, o, daß ich es sagen muß! gegen die Geistlichkeit im Allgemeinen und gegen die klösterliche insbesondere — seine Ueberschätzung alles Eiteln, sein Trotz, wie er den Glücklichen dieser Welt eigen ist, womit er einen einmal gefaßten Vorsatz fest hielt: der würde es für ein Unmögliches gehalten haben, daß er meinem Wunsch sich nicht nur füge, sondern ein williges und willkommenes Sühnopfer für sich selbst darin sähe. Und dennoch mußte ein gewaltsamer Umstand mir dazu behülflich sein." Hier hielt Schwester Veronica lange inne, und ein tiefer Seufzer ihrer Brust säuselte durch die hochgespannte Stille. Dann fuhr sie mit unterdrückter Stimme fort: „Die Heiligen segnen die Seele meines Vaters! Ich weiß nicht, ob es mir als Tochter wie als Nonne ziemt, daß ich einer Geschichte erwähne, die einen Schatten auf sein Grab wirft, obgleich die Zeit von funfzig Jahren hat Gras darüber wachsen lassen! Wenn ich es thue, so geschieht es in dem Vertrauen, daß die Ruhe seiner Asche nicht dadurch gestört werde. Sie mögen sich selbst überzeugen, wie es möglich war, daß ein Mann von der Art meines Vaters hat plötzlich so erschüttert werden können, daß sein ganzes Wesen eine totale Umwandlung erlitt. — Mein Vater hatte sich der Wittwe eines Wundarztes thätig angenommen. Die Frau stand nicht im besten Rufe und mochte auch leicht-

sinnig genug sein; ihr seliger Mann, dessen Geschäft sie fortsetzte, so weit sie dazu im Stande war, hatte sie in kläglichen Umständen verlassen. Die arge Welt legte der Betriebsamkeit meines Vaters für das Beste dieser Frau, der Pünctlichkeit, womit er sie besuchte, und dem weichen Polster ihres Wittwenstuhls eben keine bewegende Feder unter, die von gediegenem Golde gewesen wäre. — Dies Verhältniß war der stille Schmerz meiner guten Mutter. Als mein Vater eines Abends wie gewöhnlich zu dieser Wittwe geht und in die unverschlossene Stube tritt, ist es dunkel darin, nur der Mond scheint auf die Gestalt der Frau, welche schweigend mit verhülltem Kopf hinter der Thür lehnt. Mein Vater, der da glaubt, sie habe Versteckens mit ihm spielen wollen, eilt scherzend auf sie zu — doch welcher furchtbarer Ernst schreckt ihn zurück! Seine Freundin hängt an ihrem Schürzenbande, und mein Vater — er selbst! muß sie mit einem Rasirmesser losschneiden."

Die Zuhörerinnen schauderten — Josephine legte beide Hände vor ihr unschuldiges Gesicht. Und Schwester Veronica sprach: „Ja, mein Kind, wir müssen wohl den Blick schonend bedecken, der auf solch einen tiefen Fall trifft! Nie ist der Grund aufgefunden worden, warum die Frau sich ein Leides gethan. Mein Vater mußte, da der Kreisphysicus erkrankt war, der gesetzlichen Section ihres Leichnams beiwohnen, und diese Amtspflicht, der er sich nicht entziehen wollte, um sich vor den Augen der Menschen keine Blöße zu geben, hatte seine innersten Lebenskräfte angegriffen. Dieses unglückselige Ereigniß hatte sich an jenem Abend begeben, wo ich auf andere Weise Todesweh empfand. — Auch mir war es aus reinerer Scham Bedürfniß, mich in der Achtung des einen herzustellen, der mich höchstens hätte be-

mitleiden können. Die Geschichte machte ein ärgerliches Aufsehen, es war, als ob der Würgengel vor meinem Vater herginge, und, um sein Unglück zu vollenden, starben ihm damals mehrere seiner bedeutendsten Patienten. Meine Mutter hatte in eben der Stunde, wo ich vom Pfarrhof zurückkam, die erste Kunde von dem Geschehenen erhalten. Sie würde es daher kaum gemerkt haben, wenn ich als eine Gestorbene aus dem Grabe wiedergekehrt wäre und so bleich ausgesehen hätte, wie ich nun wirklich vor ihr stand. Wir finden es daher gewiß ihrer Stimmung angemessen, und auch folgerichtig, wenn wir ihr eingewurzeltes Vorurtheil gegen die Heirath mit dem Italiener bedenken, daß sie, als ich nach einigen Tagen ihr im Beisein des Erzpriesters meinen Wunsch eröffnete, mir zur Antwort gab: Ich segne Deinen Entschluß, meine Tochter. Viel lieber will ich Dich im Schooß der Kirche, oder auch in den Mauern der Gruft aufgehoben wissen, als in den Armen eines Mannes. Willig reiße ich die Blume meiner Freuden aus dem mütterlichen Herzen, wenn ich weiß, daß Dir die Dornen der Ehe erspart bleiben. — In dieser Aufregung meiner Eltern unterdrückte ich möglichst den Tumult meiner eigenen Gefühle, nur das Verlangen sprach laut in mir an, zu wissen, wer das Mädchen sei, dem Ludovico seine Liebe geschenkt, ich meinte ruhiger zu sein, wenn ich es wüßte. Wie aber sollte ich es erfahren?"

„Ja," rief Therese, und rückte unruhig auf ihrem Stuhle hin und her, „diese Neugier hätte mich auch gemartert, und ich würde jedem Mädchen im Hause auf die Finger gesehen haben."

„Das that ich auch," erwiederte die Nonne lächelnd, „aber leider fand ich wenig Gelegenheit dazu. Zu jener

Zeit herrschte auch unter Hausgenossen eine gewisse Zurückhaltung des Umgangs; die Töchter der Professoren hielten zusammen und mich für stolz, womit so oft der Sinn für Einsamkeit verwechselt wird, und die Fähigkeit, sein eigener Freund zu sein. Indem ich nun Tag und Nacht darüber nachsann, wen ich mir zum Fürsprecher bei meinem Vater erwählen könnte, und — da die Zeit drängte, ich mit unschlüssiger Angst bald an die Gräfin Frankenstern dachte, bald in Ueberlegung nahm, ob ich mich an den alten Posca selbst wenden sollte, der als ein bigotter Mann Scheu getragen haben würde, die Rechte seines Sohnes gegen den Herrn Jesum Christum geltend zu machen, war mir der Ring, und wer ihn trüge, wirklich ein wenig ins Vergessen gekommen. Den Ludovico hatte ich seitdem nicht wieder gesehen. Nach einigen Tagen kommt des Sprachmeisters Tochter und bringt die fertige Weste. Das Muster blühete nur so, und war mit dem reizendsten Geschmack ausgeführt. Meine Mutter breitete den Atlas vor mir aus, und als ich die Vergißmeinnicht sah, die ich ahnungsvoll gewählt, da schwellten meine Augen, und ein großer Tropfen fiel auf die abgezeichnete Tasche, die mein Bildniß hatte bergen sollen. O weh! sagte meine Mutter betroffen, was hast Du da gemacht? — O das schadet nicht, versicherte das Mädchen, die Farbe ist echt, Sie werden es sehen. Darauf nahm die junge Stickerin den äußersten Zipfel des Seidenzeugs, und rieb damit fadengleich die feuchte Stelle. Auf dem reibenden Finger aber — erblickte ich Ludovico's Mater dolorosa, und fühlte ihre sieben kleinen Schwerter in meiner Brust. — Ich besann mich, daß Ludovico bei dem Sprachmeister Unterricht genommen, ich wußte auch, daß seine Clara italienisch spräche. Dies

arme, geringgeachtete Mädchen mit der kummervollen Leidensmiene stand vor mir, so glückbegünstiget, als ob ein Königreich an ihrem Finger funkelte. — Ich weiß nicht, in welche Verbindung ich es setzen soll, daß mir bei dem Lichte, was mir nunmehr über den ganzen Zusammenhang der Dinge aufging, jeder Schatten von Furcht vor meinem Vater verschwand. Noch an demselben Tage redete ich mit ihm. Ich unterstützte die getroste Bitte durch Alles, das meiner Meinung nach wirksam auf ihn sein könnte, als zum Beispiel, daß ich aus guten Gründen glauben müsse, Herr Peter Posca halte ihn für unermeßlich reich, und solch ein Rechnungsfehler bei einem Kaufmann ergäbe kein verläßliches Facit. Dann würde er wohl als Arzt bemerkt haben, wie dessen Sohn zum Heimweh hinneige, und wenn der Alte einmal das Zeitliche gesegnet, könnte es kommen, daß ich mit Ludovico über Berg und Thal in ein fremdes Land werde ziehen müssen. — Daß mein Vater mit den Italienern seit einiger Zeit nicht mehr auf dem alten Fuße stand, daß ihm die Idee unserer Verbindung selbst leid geworden, davon wußte ich nichts, als ich mit dringender Beredtsamkeit an dem verknüpften Bande lockerte, als ob ich es Wunder! wie unauflöslich hielte. Sieh da! der Faden war schon gelöst. — Mein Vater ließ mich ausreden, tödtlich stumm. Dann sagte er: Thue, was Du nicht lassen kannst! Ich will Dich weder hindern, noch zwingen. Dieser leichte Sieg war über mein Erwarten. Ich schlang meine Arme um seinen Hals und rief: Lieber Herr Vater! ist dies auch wahrhaftig wahr? — So will ich Gott mein Herz weihen, daß er Ihnen seinen Segen dafür gebe, lebenslang für Sie beten, und als Ihr treues Kind ersterben. — Diese Freude schien ihn zu erschüttern; thue

es — sagte er mit erstickter Stimme; und zum ersten Male sah ich seine Augen benetzt. Mir aber hatte sich eine Compresse vom Herzen gelöst, und es blutete aus tiefen Wunden. Ich bat meinen Vater, daß er mir noch eine Bitte gewähre. Wenn der alte Tambio ausgelitten haben würde, was nicht mehr lange dauern könne, dann möchte er die Clara an Kindes Statt aufnehmen, daß dies verlassene Mädchen elterlichen Schutz, und meine Mutter eine Tochter hätte, die ihres Alters Trost und Pflege würde. — Er versprach es mir. Nun übrigte mir noch das Schwerste. Kaum eine Stunde nachher kam mein zukünftiger oder gewesener Bräutigam, und warb in einer entschlossenen Rede um meine Hand. Ich bebte an allen Gliedern, da ich sprach: Herr Ludovico! ein langer Irrthum hat zwischen uns gewaltet; ich bin Willens, des Himmels Braut zu werden und keines Mannes. Hätte ich einen gewählt, Sie würden es gewesen sein, denn ich schätze Sie sehr hoch! — Hier ergriff er meine Hand — ich fühlte einen heftigen Druck, und mit gepreßtem Athem fuhr ich fort: Ich habe meinen Eltern eine Nachfolgerin gegeben, die an meine Stelle träte, Clara Tambio — ein braves Mädchen, welches das beste Glück verdient. Wenn Sie künftig das freundschaftliche Verhältniß zu unserm Hause fortsetzen, so gedenken Sie auch meiner. — Ich wagte es, in sein Angesicht zu schauen; es sah aus wie von Marmor, sein Blick war gebrochen — und Freude war es nicht, was seine Züge versteinte. Clara, rief er, ist dies möglich? Mein Name in seinem Munde hatte bei dieser Frage einen andern Klang als sonst — dieser Augenblick war mein glücklichster."

Die Nonne verstummte in bewegter Erinnerung. Alle schwiegen. Nach einer Pause fuhr Schwester Veronica fort: „An dem Tage, wo ich mein Noviciat antrat, begrub man den Sprachmeister. Seine Tochter zog in meiner Eltern Haus und in mein Zimmer. Sie trug meine Kleider mit Liebe, und die Schwächen meiner Mutter mit kindlicher Geduld. Die paille Atlaßweste mit Vergißmeinnicht aber hat Ludovico an seinem Hochzeittage getragen. — Im Begriff, eine geistliche Jungfrau zu werden, war es mir gelungen, meine Eltern gleichsam noch einmal zu trauen. Ich genoß die unaussprechliche Beruhigung, daß sie die letzten Jahre ihrer Ehe einmüthig lebten. Mir aber war wohl — das mögen Sie mir aufrichtig glauben. Ich erkannte meine Bestimmung, und daß die Welt meiner Wünsche Ziel nicht gewesen wäre; in ihr würde meine Liebe mir verloren gegangen sein, die ich mir nun wie ein werthes Kleinod gerettet hatte. Wenn ich den Ludovico hätte heirathen müssen — und dem würde ich nicht haben entgehen können — ach! und eine ungeliebte Frau ist die unglücklichste von allen — dann würde ich in seinem Besitz zu beklagen gewesen sein, und außer Stande, meine Pflichten mit Vertrauen zu erfüllen, nachdem ich wußte, wem sein Herz gehöre, und daß ein armes verwaisetes Mädchen durch mein Glück leide. So dachte er gewiß mit Wohlwollen an die Clausur, welche ich gewählt, auf daß er frei wäre in seiner Wahl. Die Nothwendigkeit meiner Entschließung leuchtete mir also ein, wenn es doch dann und wann einen Augenblick für mich gab, wo ich meinte, es hätte vielleicht einen andern Ausweg für mich geben können. Allmählich schloß ich die Augen meiner Seele für solche Rückblicke. Mir war wie einem, den mitten am hellen, lichten Tage

eine Sehnsucht nach Ruhe ergreift, der er nicht zu widerstehen vermag; der Sonnenschein da draußen blendet ihn nicht, und das Getümmel der Welt regt ihn nicht auf an der stillen Stelle, wo er Frieden träumt. — Gebet und Arbeit füllten meine Zeit, ich zog viel Blumen, welcher Neigung ich durch mein ganzes Leben treu geblieben bin. Mehrere botanische Werke aus der Bibliothek meines Vaters waren mein fortgesetztes Studium. Auch lernte ich den Generalbaß und Latein — was — wie ein classischer Schriftsteller sagt, ein gutes Mittel gegen die Wollust sein soll" — ein klares Lächeln, worin die Reinheit einer Gott geheiligten Seele schimmerte, ergoß sich über Veronica's Züge, da sie erläuternd hinzusetzte — „als worunter jener Autor vielleicht die Lust zum Wohlleben und schlaffe Unthätigkeit verstanden wissen will. Auch muß ich ihm gewissermaßen Recht geben, und es ist wirklich wahr, daß jene anstrengende Schule ein empfindsames Frauenzimmer sehr erkräftiget, und keinem weichlichen Versinken in sich selbst Raum giebt. Beide Kenntnisse, nachdem ich sie mit unsäglicher Mühe erworben, waren mir über die Maßen lieb. Ich konnte die Väter unserer römischen Kirche lesen, die heiligen Legenden — und der Generalbaß — der ist der Schlüssel zu aller Harmonie, und gleichsam das Thor zu der Welt der Töne. Man geht erst ein in das Geheimniß der Musik, wenn man ihn kennt. — So waren mir fünf Jahre still verrauscht. Als ich einst nach der Vesper vom Chore kam, die Violine im Arm, die ich zu einer Uebung mit auf meine Zelle nehmen wollte — ward mir gesagt, ein fremder Herr, der einen Auftrag an mich hätte, wünsche mich zu sprechen. Ein Herr! ein Fremder! dies sind Worte, welche ein Frauenkloster in Auf=

ruhr bringen. Der ganze Convent sah mich mit Neid und Neugier an, und die Aebtissin bewilligte es, daß ich das verlangte Gehör gäbe. Es war im Herbst, zur Zeit des Zwielichts; der Mond schien schon blaß durch die hohen Fenster, die Reben daran wankten in der Abendluft, so daß sich Licht und Schatten zitternd in dem düstern Sprachzimmer mengten. Mein Blick fiel auf die Gestalt eines Mannes, der am Pfeiler lehnte, und dessen bleiches, verhärmtes Gesicht ich nicht sogleich erkannte. Um Gott! Ludovico! rief ich so erfreut als bestürzt, da ich ihn tieftrauernd sah; ich fühlte die Scheidewand zwischen uns — den Bogen ließ ich tönend auf die Saiten fallen und konnte mich des Instruments nicht geschwind genug entledigen. Sein Auge strich an meinem Ordensgewand und dann an der Violine herab, da er sprach: Liebe Clara — nie werde ich Sie bei einem andern Namen nennen — und ich mißverstand ihn wohl, denn ich dachte, um seiner Gattin willen — also setzte er hinzu: Ich mußte Sie doch einmal wiedersehen. — Ich drückte ihm meine Freude darüber aus, und durfte ihm nun die Fülle der Liebe zeigen, die keinen Abbruch gelitten, als ich mir mit dem Grundstein seines Glückes eine Stufe in den Himmel bauete, denn er war ja einer Andern, und ich war Gottes. Das Herz war mir so voll — ich wußte nicht, wonach ich zuerst fragen sollte. Was mußte ich vernehmen! — Seine Frau war todt, in einem schweren Kindbett gestorben, und Ludovico Willens, mit seinen Kindern nach Italien zu gehen. So wollte ich denn Abschied nehmen, auch komme ich nicht mit leerer Hand — sagte er mit zermalmender Wehmuth, und bat, daß ich ihm die meinige reichen möchte. — Und durch das Gitter, wie es damals geschah — steckte er mir

den Ring an meinen Finger, den er der Geliebten gegeben, den seine Ehefrau getragen, den Ring der Schmerzensmutter! — Empfangen Sie dies zum Andenken von mir und ihr! sagte er, dieses gottselige Bild darf eine Braut des Himmels tragen, ohne ihrem Gelübde treulos zu sein. Und erinnern Sie Sich in frommer Fürbitte eines, der mit einem Herzen, worin der Harm wühlt und ein Wurm, der nicht stirbt, vergangener Tage gedenkt. — Ich weiß nicht, ob das meinige mehr leidvoll als entzückt war; ich hatte ein Gefühl von Verlöbniß, und doch nicht von irdischer Art. Wir trennten uns auf immer — und doch nicht für ewig. Ich besaß ein Pfand, das den armen Leidenden an mich bände, und der Freund meiner Seele, mein Herr und Heiland! hatte nichts dagegen. Auch die Aebtissin erlaubte, daß ich den Ring trüge. — Nach Jahresfrist erhielt ich eine Cremoneser Geige, wohl verpackt, von Ludovico zugeschickt, die mir unbeschreibliches Vergnügen machte. Es war als ob seine frühere Gewohnheit, mich zu beschenken, seit dem Tode der Frau wieder ihren alten Platz eingenommen hätte. Vor einigen Jahren," so endigte Schwester Veronica ihre Geschichte, „zerbrach mir der Ring — ich konnte mich jedoch nicht entschließen, ihn einem Goldschmied zu geben. Wie bald — dachte ich, bricht nicht der Tod das Auge, das zu viel tausend Malen darauf geruhet! So möge er denn ruhen. Hier liegt er nun." Bei diesen Worten zog die Nonne ein kleines Schubfach auf, nahm ein Döschen von Perlenmutter in Form einer Muschel heraus, öffnete es, und drinnen schlief das Bild der allerseligsten Jungfrau auf ein wenig Watte. Die blanke Glätte des Goldes und ein kleiner Bug am Ringe zeigten, wie lange er getragen worden sei. Die Damen betrachteten ihn mit

einem, obgleich verschiedenartigen, doch gemeinschaftlichem Interesse.

Frau Fabia hielt ihn lange vor ihr ernstes Auge, und seine Farben spielten unter mystischen Gedankenblitzen. Sie dachte an die geheimnißvolle Verkettung der menschlichen Schicksale, wovon dieser Ring als ein Glied anzusehen wäre — und daß selbst so winzige Steine reden müßten, als die, welche den kleinen Altar reinster Mütterlichkeit zusammenbauten, wenn es darauf ankäme, daß der Unerforschliche seinen Willen offenbare. Theresens Blick spiegelte sich leuchtend im hellen Golde dieser Fassung — unter Regungen des Flattersinns wie des Vergnügens dachte sie, wie solch eine traurige Treue wohl möglich wäre; und nur ein leiser katholischer Schauer versenkte ihr Anschauen etwas tiefer in die durchbohrte Brust der kleinen Madonna. Josephine, als die jüngste, bekam den Ring zuletzt, und durfte ihn am längsten behalten; ihr war er eine Reliquie. Der todte Schmerz darin — das Leben und Leiden der Nonne — bewegte ihre junge Seele. Die Mutter Gottes, fest gefügt, schwankte, und ihr starrer Jammer lösete sich in der Thräne auf, die dem frömmsten Kinde der Christenheit in den klaren Augen funkelte. Josephine empfand, daß solch ein Ring den Schmuck der ganzen Erde aufwöge. Sie fühlte die Heiligkeit der Liebe, und den unvergänglichen Werth eines Herzens, das sich zu opfern vermag, auf daß die Welt selig würde, die es umfaßt.

Während dieser Theestunden war der Administrator bei dem Major Feldmeister gewesen, der ihm hatte sagen lassen, es ginge schlimmer mit dem Bein, und er möchte ihm doch ein wenig Gesellschaft leisten auf seinem Zimmer.

Jener, der in der Abwesenheit der Frauen eine schwache

Anwandlung von dem Unbehagen eines Ehemanns spürte, welcher den Zusammenkünften der Damen und ihrer gesetzgebenden Tyrannei nachstehen muß — hatte der Einladung augenblicklich Folge geleistet. Das Gespräch vom Morgen ward fortgesetzt, und der Major brachte die Frage wiederum in Anregung, wie der Erstere zu seiner zweiten Schwägerin gekommen sei. Da es sich nun der Allgegenwärtige allein vorbehalten hat, aller Orten zugleich zu sein, und, wie einer sagt, der nach dem ersten Erschaffenen heißt, Adam im Dorfbarbier —, ein einzelner Mensch nicht an Alles denken kann, so müssen wir uns das Vergnügen versagen, unsere Leser als Zeugen dieser Unterhaltung einzuführen, weil und so lange wir in Veronica's Zelle verweilen. Indem wir nun den Inhalt derselben nachträglich mittheilen, ist uns der Vortheil gegönnt, auch das, was dem Erzähler selbst verschlossen geblieben, kraft des magischen Schlüssels, den wir dazu besitzen, unsern Lesern zu eröffnen. — Die Stiefmutter des Administrators hatte sich nach seines Vaters Tode mit ihrem Söhnlein in die Hauptstadt des Landes begeben, welches der Schauplatz dieser einfachen Geschichte ist. Die Dame mochte ihre guten Ursachen haben, so fern als möglich von ihrem ehemaligen Wohnorte zu leben, um persönlichen Vorwürfen zu entgehen, und die Früchte eines erlisteten Testaments unter dem Schutze der Unbemerktheit genießen zu können. Und wie es denn nun häufig geschieht, daß ein ungemeines Glück auf den Schmutz ungerechten Besitzes und in befleckte Hände fällt, so waren ihrem Kinde seltene Gaben geworden. Der kleine Constanz war ein Ausbund in jedem Sinne, und unter keine Regel zu bringen. Er wuchs in genialer Wildheit auf, und seiner Mutter, wie Jedem, der an ihm erzog, über den Kopf.

Seine Fähigkeiten überflügelten frühzeitig die Erwartungen der Lehrer, die nicht wußten, in welche Classe sie ihn setzen sollten. Seinen Mitschülern war er unbegreiflich — und mit einer wohlwollenden Seele sah Constanz sich nirgend verstanden, denn es fehlte selbst der Mutter an dem Maßstab der Liebe, den Geist ihres Kindes zu messen. Die Mutter befand sich nicht wohl, und zog, eine Frühlingscur zu gebrauchen vor das Thor. Dicht neben dem Hause, worin sie wohnte, war das Hotel des ... schen Gesandten, mit einem prächtigen Garten. Der Knabe blickte zuweilen sehnsüchtig aus dem engen grünen Bezirk, den seine Eigenthümer ein Gärtchen nannten, und dessen Beete in seine strebsamen Wünsche hemmend einschnitten, in die freien Räume hinüber, wo die Söhne des Gesandten, etwas älter als er, unter hohen Schatten sich nach Willkür belustigten, und unter dem gesenkten Auge des Hofmeisters, der nicht weit davon in einem Buche las und mit vornehmer Ruhe seine Eleven gewähren ließ — ein wenig turnten. Es prickelte den Constanz oft in allen Gliedern, das Glück dieser Ungebundenheit zu theilen, denn die Mutter schrie schon ängstlich auf, wenn er einen Purzelbaum schoß, oder, die langsame Treppe zu umgehen, sich über das Geländer hinaufschwang. Jede solche Kraftübung ihres Söhnleins setzte ihren schwachen Kräften zu. Das Verlangen nach diesem Spielraum ward ihm denn nun auch erfüllt. Die Lebendigkeit des Kindes, das sich den stolzen Söhnen des Gesandten auf ihren Wunsch und Wink zugesellt, etwas Hinreißendes in seinem Wesen, die Art und Weise, wie der freundliche Knabe seinen Willen stets gegen den hochmüthigen Trotz der Andern durchsetzte, schienen dem Hofmeister bemerkenswerth. Er sagte dem Gesandten davon, und als dieser einst

Gelegenheit hatte, den kleinen Constanz selbst zu beobachten, fand sein feiner diplomatischer Blick ein Talent an dem Knaben aus, das wohl der Mühe verlohnte, für seine Zwecke entwickelt zu werden. Der Gesandte ließ sofort die Wittwe artig ersuchen, ihren Sohn, der ihm lieb geworden sei, an dem Unterricht seiner Kinder Theil nehmen zu lassen. Es geschah, und mehr noch. Als der Sommer zu Ende ging, war auch die Mutter des kleinen Constanz an ihrem Ziele — und der Gesandte nahm den verwaiseten Knaben nun ganz zu sich. Die Söhne folgten ihrer Bestimmung, Constanz blieb das Kind des Hauses. Er ward Privat-Secretair des Gesandten. Diese Stellung machte ihn mit den geheimsten Staatsverhältnissen vertraut, er sonderte die Rechte der Familie gegen einander, und ihr Oberhaupt setzte ein ungemessenes Vertrauen in die Klugheit seines Günstlings. Nur dessen Geschlechtsname war ihm zuwider, aus einem angestammten Vorurtheil gegen klösterliche Machthaber, und da nun Constanz von früher Kindheit an so und nicht anders genannt worden war, behielt er diese Benennung später und für immer bei, so daß man kaum mehr wußte, wie er eigentlich heiße. So ward es dem Constanz nicht schwer, die Prälation seines Namens gegen jenen aufzugeben, der im Hause mit französischem Accent ausgesprochen ward. Seine Persönlichkeit ging in der Bedeutung des Gönners unter, dem er Kopf und Feder lieh. Es war bekannt, daß der Secretair die rechte Hand des Gesandten wäre; doch die Frau desselben tadelte diesen Vorzug, wenn auch nicht laut. Sie liebte den Jüngling nicht gleicherweise, theils aus ein wenig Mutterneid, theils aus einem dunkeln Gefühl von Eifersucht auf die Gunst ihres Gemahls, endlich, weil er sehr verschwiegen war.

Diese erforderliche Eigenschaft stand im Conflict zu einem Fehler der Dame, dem Mißtrauen. Sie argwöhnete, das Cabinet, dessen Geheimnissen der Secretair verpflichtet wäre, enthielte auch solche, welche nicht in anderer Herren Länder, sondern über die Grenzen des ehelichen Bereichs, in das Gebiet fremder Frauen, verhandelt würden. Und in wie weit dieser Verdacht begründet gewesen, wird die Folge lehren. So war das Verhältniß des begünstigten Constanz gegen die Dame des Hauses etwa das eines natürlichen Sohnes.

Wenn der Gesandte, was er oft zu thun pflegte — rühmte, wie expedit Constanz sei, wie er darin das Unmögliche leiste, dann bestrafte seine Gemahlin ihn für den Aerger dieses Lobes, indem sie weniger mit einer Miene des Tadels, als übler Weissagung entgegnete: „Ich fürchte sehr, Constanz übertreibt Alles, und sich zumeist. Solche Leute leben nicht lange. —“ Dies Prognostikon, mit kaltblütiger Ruhe gesprochen, jagte den Gesandten in Furcht. Einst hörte er seine Frau zu dem Secretair sagen: „Wenn Sie nur nicht immer so en carrière wären, Constanz! ich mag es nicht gern, wenn der Mensch weder Rast, noch Ruhe hat. Denken Sie an mich, Sie werden einmal wie ein Wirbelwind heirathen, der den Leuten Staub in die Augen streut — und mit Extrapost gen Himmel fahren. —“ Der Jüngling lächelte der Drohung, die ihn zügeln sollte, und sprach: Nichts könnte ihm lieber sein, denn alles Langsame wäre sein Tod. —

Der Gesandte dachte darauf, wie er den Constanz, ohne ihn zu verlieren, entfernen könnte, und alsbald traf dieser Wunsch mit den Interessen seiner Charge, wie mit denen seiner eigenen Angelegenheiten auf das genaueste zusammen.

Es war um die Zeit der Aufstände in Polen, wo er den Secretair mit einem Auftrage von größter Wichtigkeit an einen entlegenen Hof sendete. Es war eine Courierreise. Doch zu einem Aufenthalt erhielt der junge Mann geheime Unterweisung, und Constanz muthmaßte schlau, diese mache nicht den unbeträchtlichsten Theil seiner Sendung aus. An der polnischen Grenze lebte eine Freundin des Gesandten, um die er in Sorgen war. Constanz sollte sich von der Lage dieser Dame und ihrer Tochter in Kenntniß setzen, und wie es Beiden in den kriegerischen Unruhen ergangen sei, dann ihnen Briefschaften überreichen, welche der Gesandte ihm, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, übergab. Er versprach dagegen, wenn die Ausführung jenes Geschäfts — vielleicht meinte er auch dieses — den Beauftragten bewähre, so solle Constanz einer seinem Verdienst entsprechenden Versorgung im diplomatischen Corps gewiß sein. — Es war, als ob der Landsturm jener Revolution eine alte Erinnerung in dem Herzen des Gesandten aufgestört und seinen gleichmüthigen Bestand aufgelöset hätte. Dieser hohe Gönner, getäuscht von der innern Bewegung, wähnte, seinen äußern Zustand verändern zu müssen, und indem er die Anstrengung im Auge hatte, sich auf den Gipfelpunct seiner Wünsche zu schwingen, ging er von der Idee aus, den Schützling für diese Absicht zu nützen, bevor er ihn beförderte.

Freudig, wie ein Vogel den goldenen Käfig hinter sich läßt, worin er eingeengt gewesen, flog Constanz durch die blauen Lüfte. Er war ganz in seinem Elemente; eine weite Aussicht that sich vor seinen Blicken auf. Er schwelgte gleichsam im Genuß einer pflichtmäßigen Eile. — Doch indem er der Ferne zustrebte, war er unversehends an die Mar=

ken seines Schicksals gekommen; und hier war es, wo der Horizont seiner Hoffnung Erde und Himmel für ihn abgrenzte.

Als Constanz sich den Wäldern Polens näherte, drängte sich ein düsterer Ernst in ihm auf. Ueberall traf er auf Spuren wilden Kampfes und verzweiflungsvoller Schritte. Die Zerrissenheit dieses Volkes dauerte ihn, er sah betrübt zu Boden, den so viel edles Blut besprengt, und jeder Ton dieser sarmatischen Mundart schlug dumpf und traurig eine tiefe Saite seines Herzens an.

Constanz sprach sehr geläufig polnisch, was ihn jenen heimathlosen Flüchtlingen naturalisirte, in deren rauhen Mienen ein Strahl vaterländischen Sonnenscheins bei seiner Anrede aufging. Man wies ihn überall freundlich zurecht, doch nicht in einen erfreulichen Port. Der kleine Edelsitz, auf dem die Freundin des Gesandten residiren sollte, war eine wüste Brandstätte, ein trauriges Bild gänzlicher Verödung. Es war um die Mittagsstunde, als Constanz auf dem weichen Estrich dieser polnischen Wirthschaft anhielt. Diese verkohlten Gebälke schienen noch zu dampfen; doch kein Rauch stieg aus der Esse des Gemäuers, des einzigen auf dem Höfchen, das den Anstrich hatte, bewohnt zu sein. Ein alternder Mann, in der Livree der Armuth, welche ein lustiges Bunt giebt und freie Schnitte — doch besseren Ansehens als die, welche sie gewöhnlich tragen — stand in der niedern Thür, und sah tiefsinnig auf das leere Häuschen einer Hundehütte nieder, deren Kette gelöſ't daneben lag und den Wächter frei gegeben hatte. Der Mann schrak zusammen, als das leichte Fuhrwerk schnell, wie ein Pfeil von der Senne, durch den offnen Thorweg prallte und gleichsam sein Herz zu treffen schien. Der junge Rei-

sende trat wohlwollend auf ihn zu, und fragte nach der Herrin des Ortes. „Meine Dame schläft —" sagte der vermuthliche Diener, indem ein Seufzer seiner Rede voranging, welcher sie der Theilnahme des Zuspruchs anempfahl, „und ungern möchte ich sie wecken. Auch würde es" — meinte der Getreue, „wenig nützen. Seit den erschrecklichen Vorfällen allhier," fuhr der Alte fort, „hat meine Dame das Gedächtniß verloren, und kann sich auf nichts mehr besinnen."

„Nun, vielleicht doch! wir wollen sehen —" erwiederte Constanz lächelnd auf diesen Bescheid, der beinahe abweisend lautete.

„Sogleich!" sprach der Alte in der reizbaren Empfindlichkeit seiner Nation und eigenen Unglücks, von diesem Lächeln, diesem Zweifel beleidigt, und stieß leise ein zersprungenes Fenster nach Innen zu auf, das nur angelehnt war. Der junge Fremde sollte Einsicht in die Wahrheit seiner Aussage bekommen. Constanz trat vor die Oeffnung und als Schatten vor die Sonne, welche wie zum Spott Verhältnisse beleuchtete, deren Glücksstern untergegangen war. Welch ein Anblick! Das nackte Sparrwerk der Wände war mit Teppichen behangen, die augenscheinlich einer besseren Bestimmung angehörten. Auf einen verstümmelten Pfeilertisch von Marmor stand eine massive Eßschale, trübe verblindet, worin ein Rest ärmlicher Speise war. Tausend Kleinigkeiten, darunter die meisten vom Ueberfluß, lagen — ein Quodlibet — wirr durch einander, und eine Anzahl kleiner abgetragener Schuhe, wie vertretne Kinderschuhe, nahm den Fußboden ein. Alles schien nur für den Nothbehelf zu sein. In einem Großstuhle, der, schräg gegen das Fenster gerückt, voraussetzen ließ, er stände nur derweilen da

— lag eine ältliche Frau mit geschlossenen Augen. Ein echter Shawl, an den der matte Kopf sich schmiegte, hing nachlässig über die Lehne geschlagen, und der Chinese des Gewirks hielt seinen Schirm über diese eingesunkene Wange. Vielleicht war dieser phantastische Schutz der einzige, dessen die schlummernde Dame genoß. — Um ihren feinen Mund schwebte ein Lächeln — das Todeslächeln unbewußter Beruhigung; ihre rechte Hand lag auf dem Arme des Sessels. Eine zartere Hand, gewebt aus der feinsten Seide des Müßiggangs, hatte Constanz nie gesehen; aber er gewahrte jenes Nervenhüpfen daran, welches auf krampfhafte Zustände, und nicht selten auf eine nahe Auflösung schließen läßt. Im lebendigsten Contrast dieses abgespannten und verblichnen Bildes, saß ein junges schlafendes Mädchen zu den Füßen der Dame. Diese Sieste war eine andere; dieser volle Athemzug war ein trunkenes, träumerisches Schöpfen aus der Ruhe süßestem Quell. Constanz ward berauscht vom Zusehen. Für einen jungen Mann giebt es keine größere Gefahr, als die Schönheit, wenn sie schläft, und die gesenkten Waffen blinkender Augen. — Doch nach einigen Secunden, die sein Leben wendeten — es giebt Augenblicke, welche alle Verhältnisse der Zeit aufheben — trat Constanz zurück, denn der Anzug des Mädchens däuchte ihm nicht für die Nähe eines Mannes berechnet. Er wollte warten; doch jetzt regte sich die Dame, und der alte Diener führte ihn an die Thür. Constanz mußte sich bücken, und sein Herz beugte sich, als die Dame ihre Augen aufschlug, und erschrocken fragte, ob wieder Feinde da wären. — Constanz versicherte ehrerbietig, er käme als ein Bote der Freundschaft. Die Dame legte die schneeweiße Hand an ihre Stirn, wie Jemand, der sich besinnt, und sprach: „Freundschaft —?"

Es war, als wäre der Begriff dieses vielsagenden Wortes ihr tief entfallen.

Während dessen war das Mädchen auch erwacht. Angesichts des jungen Fremden trat es vor den alten Mann und ließ sich ungenirt das Kleid von ihm zuhäkeln. Diese polnische Unschuld verwirrte den entzückten Constanz, dem der kleinste Dienst weiblicher Toilette bisher wie das Werk geheimnißvoller Verwandlungen gewesen — so daß er mit Mühe nur seinen Auftrag auszurichten vermochte.

Es war eine helle Stunde für die Mutter, in der sie die Briefe des Gesandten las. Und während sie aus den Wolken fiel — sehr dunkle hatten den Lebenstag dieser unglücklichen Frau verfinstert — daß jener Freund sich ihrer jetzt, und auf diese Weise erinnere, fiel das Rosenlicht einer schöneren Vergangenheit auf jede Zeile. —

Das Lesen geschah indeß so langsam, daß Constanz unterdessen völlig Muße hatte, sich der Tochter zu befreunden. Er bat um die Vergünstigung, bis zum andern Morgen hier verweilen zu dürfen. Die Mutter war über jede Verlegenheit ihrer Lage hinaus — das Fräulein bewies sich nur in so fern gastfreundlich, indem es bei der Sorge für die Bewirthung dieses angenehmen Botschafters doch nicht das Vergnügen über seine längere Anwesenheit verleugnete.

„Bonaventura —“ so hieß der alte Kämmerer — „wird schon Rath schaffen,“ sagte Therese — unsere Leser wissen ihren Namen doch. „Wir wollen die Mutter nur ganz außer Acht lassen —“ flüsterte Therese ihm traulich zu. „Sie lies't zwei Stunden an dem Briefe — ich kenne das. Wäre es Ihnen vielleicht gefällig, eine Partie Schach mit mir zu spielen? Sie mögen Rußland sein — ich bin Polen.“

Constanz erstaunte über die Vortheile, welche Therese sieggewiß ihm vorausgab; doch nicht minder, daß er fände, wie dieser harmlose Leichtsinn vermengt wäre mit patriotischer Tücke. — Nach wenigen Zügen war seine Niederlage entschieden, und nebenbei verlor er sein Herz.

Nachdem Theresens Mutter gelesen, versank sie in eine Apathie, welche ihre Gegenwart den ganzen Abend hindurch unwirksam machte. Und dieser Abend, er reichte hin, die flatterhafte Neigung der beiden jungen Leute unauflöslich zu knüpfen. Auf Constanz Seite stand unsichtbar sein treibender Genius, der ihn immer und überall drängte. „Spute Dich!“ raunte dieser beflügelte Geist ihm zu, „wir haben Eile, und die Zeit entflieht.“ Wie verwirrend die zarten Seile nun auch waren, die sich leise um diese flüchtige Natur legten, wie verworren das Verhängniß dieses Hauses vielleicht, Constanz blieb zum Aufmerken frei, wie zu einer und der andern Frage, die ihm sein Gönner an das Herz gelegt, bevor er die an das Fräulein richtete, welche ihn selbst betraf. Es geschah dies gesprächsweise. Therese stand auf, rüttelte sacht an der schwachen Mutter, und weckte ihre schlafende Seele mit den Worten: „Sage einmal, habe ich Verwandte?“

„So viel ich weiß, nicht;“ antwortete die Dame mit Resignation, und bat, daß ihre Tochter sie in dieser traumhaften Stille lassen möchte. Ein kühner Wurf des Gesprächs brachte es auf Religion, und Constanz begehrte zu wissen, zu welcher das Fräulein sich bekenne. „Eigentlich zu keiner,“ antwortete Therese mit liebenswürdiger Freigeisterei, „ich habe meinen Glauben gern für mich, und meine Liebe auch. Doch bin ich mit Salz getauft —“ Constanz lächelte gelinde.

Therese, die es zweifelnd ansah, stand abermals auf, ging zu dem Großstuhl, neigte sich über die blasse Gestalt und sprach: „Mütterchen, bin ich katholisch?“

„Etwas —“ antwortete die Dame kaum hörbar, „Du fragst mich viel. —“ Therese stand beschämt. „Die Mutter hat eigentlich recht —“ sagte sie und nickte dazu. Fasttage halte ich gar nicht, und auf die Beichte nicht viel; sie müßte denn freiwillig sein, wie zum Beispiel jetzt. Wenn ich es Ihnen ehrlich gestehen soll —“ fuhr Therese fort, „die Religion ist mir ein Bischen zuwider. Erstens des vielen Krieges und Streites wegen, den sie verursacht hat, und ich liebe es sehr, daß man sich freundlich begegne; dann habe ich einige Fromme kennen gelernt, die mir außerordentlich gehässig waren. — So kann ich auch nicht anders, als mir unsern Herrgott unter dem Bilde eines wohlwollenden alten Mannes denken, der eine großmächtige Schlafmütze trägt — als Symbol der ewigen Ruhe. Und in dem Himmel stelle ich mir eine ehrsame, aber höchst langweilige Gesellschaft vor.“

Für Constanz waren diese Aeußerungen, um der Anmuth und anspruchslosen Offenheit ihres Vortrags willen, Bekenntnisse einer schönen Seele. Ein aufrichtiges Herz schätzte er über Alles, und er wünschte, sich dieses arglose zuzueignen.

Was Therese dem Gast im Laufe des Abends erzählte, dürfte ohngefähr folgendes Ergebniß sein. Therese war, seit ihrer frühesten Kindheit von ihrer Mutter getrennt, in einem großen Hause erzogen worden, ziemlich sich selbst und ihrer natürlichen Gutartigkeit überlassen. Jene Familie aber lebte, verwandtschaftlicher Verhältnisse wegen, wenig daheim, und so konnte sich auch kein weibliches Gefühl der Stille

und Stetigkeit in Therese entwickeln. Dieser auswärtige Aufenthalt entfremdete sie der Mutter wie der Muttersprache, und eine fanatisch protestantische Bonne vermischte den katholischen Geist des Fräuleins so lange mit dem Wasser der reinen Lehre, bis Theresen das religiöse Element der Seele vom Ueberfluß schien. — Als die Gährungen in Polen ausbrachen, lös'te jene Familie sich theilweise auf; eine heimathliche Sehnsucht erwachte zum ersten Male in Therese. Sie verlangte nach ihrer Mutter, und man hielt das Mädchen in der waldigen Steppe des mütterlichen Witthums besser aufgehoben, als im Mittelpunct einer wildbewegten Stadt. —

„Aber es war nur um so schlimmer —“ sagte der alte Bonaventura, als er am Abend spät Constanz in dem dürftigen Verschlage bediente, wo sein Nachtlager bereitet war, und auf die warmen Erkundigungen des Gastes mit traurigem Bericht Theresens Aussage vervollständigte; „die Ankunft des Fräuleins war entsetzlich. Die Mutter sah ihr schönes Kind bei dem Feuerscheine seiner Habe wieder, und die Kraft meiner Dame ward davon verzehrt, wie unser weniges Heu von der Flamme. Nur der Entschlossenheit eines jungen feindlichen Officiers verdanken wir persönliche Berücksichtigung und das, was wir aus diesem Wirrsal retten konnten. Ein lieber Mensch! die Andern waren nur wie reißende Wölfe gegen ihn; aber Gott haucht Milde ein, da, wo sie Noth thut, und mäßiget den Wind für das Lamm einer geschorenen Heerde.“

Constanz hatte jenes Officiers auch von Therese erwähnen gehört, und mit einem so bedeutsamen Interesse, daß dieser Antheil eine eifersüchtige Regung in ihm erweckte. —

„Seit jenem Tage nun,“ fuhr Bonaventura fort, „vergißt meine Dame Alles! Wohl ihr! das Gedächtniß verlieren ist für den kein Unglück, der nichts als Kummer zu vergessen hat. Jeder Augenblick, wo sie nun schläft, erquickt mein eigenes Herz, das ihr die Ruhe gönnt, und mit Freude werde ich ihr die Augen zudrücken, welche nicht viel gute Tage gesehen haben.“ Die des alten Mannes standen voller Thränen, als er dies sagte. Diese treuherzige Gesinnung rührte Constanz und flößte ihm Achtung für den Diener wie für die Herrin ein. Er fragte, er wolle vornehmlich wissen, warum Therese ihrer Mutter entrissen worden sei. —

Bonaventura zuckte die Achseln. Er erzählte eine Geschichte jugendlicher Veritrungen, welche seine arme Herrschaft unter die Despotie ehelicher Tyrannei gebracht hätten. Dabei gerieth er in ein Labyrinth der Darstellung, verlor den leitenden Faden — und wußte am Ende nicht, wo aus noch wo ein, da es ihm zur Unzeit einfiel, ob es nicht verrätherische Geschwätzigkeit sei, die zarten Leiden seiner Dame einem fremden Ohr preis zu geben. — Jene Geschichte gehört nicht in unsern Plan. Wir lassen ihren Stoff daher unter der großen Masse menschlicher Schwachheit und menschlichen Unglücks auf sich ruhen. —

Constanz wußte die gewissenhafte Aengstlichkeit des redlichen Mannes zum Schweigen zu bringen. Er entdeckte sich ihm ganz, und Bonaventura nannte ihn einen Gesendeten Gottes, und nicht des Gesandten.

Am Morgen mußte Constanz fort. Die Werbung um die Braut war bald geschehen und mit Erfolg; die Mutter befand sich fähig, ihn anzuhören. Constanz legte ihr einfach seine Verhältnisse wie seine Wünsche dar. Er wollte Therese bei seiner Rückkunft mit sich nehmen, unterdessen

den Consens des väterlichen Gönners dazu nachsuchen, und daß dieser seine Anstellung beschleunige. Doch war er eines weigernden Grundes der Dame von Seiten ihrer Kränklichkeit gewärtig. Aber nichtsdestoweniger war die Mutter bereit, sich ihrer kindlichen Stütze zu begeben. Sie sagte mit einem gewissen Todesmuth, der für eine rettende Idee froh, wenn auch einsam, sterben lehrt: „Grüßen Sie den Gesandten tausendmal von mir — wenn Sie ihm Therese bringen, wird Ihr Glück ihm bestens empfohlen sein. — Ich verlasse das Leben gern, da ich meine Tochter unter dem Schutze ihres natürlichsten Freundes weiß. Der da —" (sie wies auf Bonaventura) „begräbt mich schon." Therese weinte wohl, allein nicht allzusehr. „Dann bleibt Dir Alles, guter Bonaventura!" sagte sie, reich in Hoffnung.

„Alles!" wiederholte Bonaventura, und lächelte traurigbitter wie der Verlust zu der Erbschaft, dieses Alles war so viel als Nichts. — Der gute Alte wußte nicht, daß die Liebe jeden Strohhalm zu den Mitteln des Glückes zählt, er dient zu einer bunten Seifenblase, zu einem Luftschloß, das vor dem nächsten Seufzer verschwindet.

Als Constanz, der Verlobte Theresens, nun mit aufgeregten Gefühlen den öden Ort verließ, wo unter Schutt und Trümmern seines Lebens schönste Blume blühete, da dachte er an die verheißenden Worte der Gesandtin, er würde einmal im Fluge die Braut heimführen. —

Im höchsten Schwunge seiner geistigen Kräfte legte Constanz die weite Reise zurück, und erreichte mit dem Ziel auch die Absicht. Er erstaunte selbst, wie leicht ihm alle Schwierigkeiten zu beheben gewesen; ein Gott hatte ihm Flügel geliehen und den Schlangenstab der Klugheit. Er

glaubte die Zufriedenheit des Gesandten bestens verdient zu haben, und in diesem kühnen Vertrauen fügte er daher seiner Meldung dessen, was er ausgerichtet, die Bitte bei, daß der Gesandte seine Verbindung mit Therese genehmigen und die schriftliche Zusicherung ihm ohne Säumen entgegensenden möge. In der gewissen Voraussetzung, daß dies unverweigerlich geschehen werde, kam Constanz nach Polen zurück. Er fand eine so leidenschaftliche Aufnahme bei seiner Braut, als wäre seine Wiederkehr ihr dennoch zweifelhaft gewesen. Mit Thränen sagte sie ihm, er komme zur rechten Zeit, denn seit dem vorigen Tage lag die Mutter im Sterben und konnte nicht enden.

Bonaventura hatte indessen mit treuer Umsichtigkeit alles vorbereitet. Ein Weltgeistlicher in der Nähe war durch seine einfache Ueberredung gewonnen, die jungen Leute zu copuliren. Er war eben anwesend, und vertrat die Stelle eines Arztes für Leib und Seele zugleich. „Mein werther Herr," sagte der Priester höflich zu Constanz, „ich verstoße gegen ein Staatsgesetz, wenn ich Sie ohne vorhergegangene Proclamation traue; aber — inter arma silent leges — sagen wir Lateiner, und ich verhoffe, Sie werden mich in so fern gegen alle Verantwortung sichern, daß Sie mir einen Schein ausstellen, worin Sie Sich verpflichten, jeden Einwand vertreten zu wollen, welcher möglicher Weise dieser Heirath mit Fug und Recht gemacht werden könnte. — Unter dieser Bedingung will ich mein heiliges Amt zu Gunsten Ihres Wunsches üben. —

Constanz, im Gefühl, von Seiten des Gewissens völlig frei zu sein zu diesem Schritt, verstand sich gern dazu, und der Geistliche beschied sie für den nächsten Morgen in eine kleine Capelle auf der Hälfte des Weges. Bis dahin, meinte

der todeskundige Mann, — würde die Mutter des Fräuleins ausgelitten haben.

Aber als der Morgen erwachte, lag die Hochzeitmutter noch in Agonie. Es war eine schauerliche Stunde, die der Einsegnung. Der Sturm sausete unheimlich durch den Wald, das morsche Kirchlein wankte, die Lichter wollten verwehen, der Regen rauschte herab, die Braut schwamm in Thränen —, kein Zeuge war zugegen, als der Meßner und Gott! —

Sie kamen nach Hause; kein fröhliches Mahl war ihnen bereitet. Constanz sah ängstlich nach der Uhr, deren Zeiger, gleichgültig gegen die bange und dringende Erwartung umher, unaufhaltsam weiter rückte, und fand, daß seine Zeit abgelaufen sei. Nur jene Körner wollten nicht ausrinnen. Da bat Bonaventura, daß man ihm eine Vorstellung erlauben möge. „Meine Dame," sagte er, „kann nicht sterben, so lange Sie hier gleichsam auf dem Sprunge stehen. Ist es doch mit einer Frau in Kindesnöthen gerade so. Die kann auch nicht genesen, wenn darauf gewartet wird, und der Tod soll ja eine neue Geburt sein. — Ueberlassen Sie die Verscheidende mir; ich bleibe bei ihr, i ch! es ist mein letztes Geschäft auf Erden." Der gute Alte legte das ganze Gewicht seiner treuen Gegenwart in einem zitternd aushaltenden Accent auf dieses Wörtchen.

Constanz fand, daß er Recht hätte. Er gab ihm eine volle Börse und unbedingte Vollmacht. Dann beugte er sich weich über das stille Lager der Mutter, die langsam zwischen schweren Pausen athmete und keinen Blick des Segens für ihren Eidam hatte. Therese küßte schluchzend ihre schlaffe Hand, fühlte aber auch nicht den leisesten Druck der Liebe mehr — und nun rollte der Wagen vor

und fort. Kaum waren sie an ein steinern Kreuz gekommen, eine Viertelstunde von dem Oertchen und so gelegen, daß es einen Rückblick darauf gewährte, so sahen sie ein weißes Tuch vom Giebel wehen. Constanz bemerkte es zuerst. Er sagte ernst: „Bonaventura giebt uns ein Zeichen, die Mutter wird verschieden sein. — Denke nur, sie schläft etwas tiefer als bisher, und hat alles Leid auf ewig vergessen." Und Therese dachte wirklich so. Die junge Frau nahm also über die Grenze ihres zerrissenen Vaterlands, wenn auch grade kein zerrissenes Herz — dazu war der natürliche Verband mit ihrer Mutter nicht innig genug gewesen — doch ein völlig aufgelös'tes Familienverhältniß, und keine andere Mitgift, als frühe Gewöhnungen, wie sie den Damen dieser Abkunft eigen sind. Es war, als hätte ein günstiges Geschick dies harmlose Wesen in die Arme der Liebe vor den Schauern des Grabes und der Pflicht zu trauern retten wollen.

Seltsam genug bemächtigte sich des jungen Ehemannes jetzt, in der gesicherten Erfüllung seiner leidenschaftlichen Wünsche, der Zweifel, was der Gesandte zu dieser Heirath sagen werde. Vorher war Constanz der Zustimmung, ja des Beifalls seines Gönners gewiß gewesen. So verändern sich unsere Ansichten Anderer mit jedem unserer eigenen Schritte. Es gereichte ihm wie zum Trost, daß die Macht der Umstände ihn zu diesem, den er rasch gethan, gedrängt hätte. Er fühlte sich in einer geheimnißvollen, aber um so bindenderen Verwandtschaft zu seinem väterlichen Freunde, und bedurfte nur — so däuchte es ihm — das Siegel der Bestätigung zu erblicken, um Therese mit jedem Recht als Gattin an seine Brust zu drücken. Doch kein Brief gab Antwort auf diese Frage, und mit wachsender Unruhe eilte

Constanz einer endlichen Entscheidung entgegen. Eine leichte Unpäßlichkeit Theresens hielt die Reise um ein paar Tage auf, und ihr Gemahl fühlte, daß eine Frau Rücksichten erfordere, welche den Mann nicht fördern.

So waren sie in das Städtchen Leidthal gekommen und hielten an der kleinen Posthalterei daselbst. Constanz hatte auf dem letzten großen Postamte abermals kein Schreiben angetroffen. Er war jetzt resignirt — es mußte etwas von besonderer Wichtigkeit vorgefallen sein; nichts war ihm dringender, als nur so bald als möglich an Ort und Stelle zu gelangen. Therese theilte diese Ungeduld indeß nicht. Die reizende Lage der kleinen Expedition, eine vollblühende Jelängerjelieber-Laube, welche den ländlichen Vorplatz schmückte — eine Pilgerruhe der Passagiere — entlockten ihr den Wunsch, hier einige Stunden ausruhen zu können, und Constanz zeigte sich gefällig dafür. Er trat zu dem Postmeister, als dieser im Begriff stand, das Felleisen auszupacken. Da sprang die ersehnte Handschrift ihm in die Augen, ein Brief an ihn vom Gesandten. Constanz beglaubigte sich, als den Empfänger. Er riß hastig in das Papier — aber der Inhalt zerriß das Blatt seiner Hoffnung noch heftiger. Sein Gönner schrieb ihm: Ein Ereigniß von größter Bedeutung habe ihn genöthiget, seinen Standpunct zu verlassen und nach dem Süden zu gehen. Er werde die Tour über B. — nehmen, woselbst er seinen Secretair erwarte, der ihn auf dieser Reise begleiten müsse; die Dauer dieser Reise wäre vorläufig nicht zu bestimmen, und hinge von Umständen ab, welche schwebten. Constanz sollte daher sein Eintreffen dort so viel als möglich beschleunigen, der Gesandte harre sein. Was die fragliche Partie

anbeträfe, so werde dieser Punct zu gelegener Zeit zwischen ihnen zur Sprache kommen. —

Dieser Brief war in dem Tone jener Anmaßung abgefaßt, die stets ein Vorbehalt derer bleibt, welche in ihrer Persönlichkeit die Freundschaft mit der Ueberlegenheit des Gönners für uns verbinden. Constanz war durch die frühesten Eindrücke für diesen vornehmen Ausdruck empfänglich geworden. Er war dem Gesandten in den zartesten Beziehungen verpflichtet; den der Dankbarkeit. Auch war gewissermaßen das Wohl des Staates diesem Zusammenhange verknüpft, so konnte er sich seiner Pflicht nicht entziehen. Therese mitzunehmen, daran durfte ihr Gatte nicht denken; denn so wie er den Gesandten kannte, war der Anhang, die Heirath betreffend, als abweisend anzusehen. So mußte dieser erst durch die Ueberredungsgabe seines Lieblings für Etwas gewonnen werden, was bereits geschehen war.

Constanz stand äußerst betroffen. Er theilte Theresen mit, was sie so nahe anging, und erklärte ihr diesen Ruf des Schicksals als unabweislich. „Nur diese Reise noch," tröstete er die bestürzte Frau, indem das Gefühl der Selbständigkeit in ihm ansprach, „dann trennt uns nichts mehr, Du Liebste! — Erfüllt der Gesandte sein Versprechen nicht, mich zu versorgen, so reicht mein Vermögen hin, ihn entbehren zu können. Doch jetzt darf ich ihn nicht im Stiche lassen; ich muß die Resultate meiner Sendung in seine Hände niederlegen. Wer konnte dies voraussehen? Wüßte ich nur, wo ich Dich einstweilen aufhöbe!" Er starrte nachsinnend in die blaue Weite, als wolle er einen Ausweg erspähen. Da trug ein Hauch der Luft einen Glockenton von ferne über die Mittagsstille der Felder; und dieser leise silberne Laut schlug an sein Gehör und klopfte an sein

Herz. — Seine Augen folgten der Richtung dieses Schalles und sahen die Thürme von Sanct Capella im senkrechten Strahl der Sonne verblendend blinken. Constanz fragte nach jenem Ort. Der Postmeister nannte das Kloster, und erwähnte gesprächig der gegenwärtigen Verhältnisse des Stiftes. Aber der, zu dem er redete, hatte nichts Weiteres davon vernommen, und war einer eigenen Gedankenreihe gefolgt.

„Schade!“ sagte Constanz, „daß die Klöster aufgehoben sind. Was man auch dagegen sagen konnte, sie waren doch immer ein schicklicher Aufenthalt für unbeschützte Frauen. Und Du bist ja ein wenig katholisch.“ Er blickte seine Frau mit einem schmerzlichen Lächeln an, welches sie ermuthigen sollte. Therese aber hatte jetzt keinen Sinn für tragikomische Erinnerungen, und keinen Glauben als den, daß sie sehr unglücklich wäre. —

Wie aus einem Traume erwachend, und in großer Zerstreuung, fragte Constanz den Postmeister, der sich abseits gewendet hatte, ob er recht vernommen, daß der Prälat dieses Ordens noch dort wohne. Jener berichtigte das Mißverständniß, und was er von dem Administrator zu sagen wußte, ließ dem Secretair des Gesandten kaum einen Zweifel übrig, daß er sich in der Nähe seines Bruders befinde. Von einem raschen Entschluß durchblitzt, forderte er Feder und Tinte, und schrieb in Hast ein französisches Billet an ihn, des Inhalts: Ein Fremder wünsche den Stiftsverweser von Sanct Capella so dringend als unverweilt im Posthause zu Leidthal zu sprechen. Die Chiffre des Namens Constanz war so charakteristisch verschlungen, daß sie schwerlich von Jemand, der sie nicht kannte, zu enträthseln gewesen wäre.

Nach anderthalb Stunden, in deren Verlaufe Constanz

sein Weibchen zu beruhigen gesucht hatte, kam ein stattlicher junger Mann neben dem reitenden Boten daher gesprengt, und der Postmeister rief: „Da ist er schon, der Herr Prälat!“ Constanz sah unter einem Freudenschauer auf, und Therese zog sich in einer kindischen Furcht der Erwartung in die Laube zurück, und einen Behang von Blüthen über ihr reizendes Gesicht.

Constanz gab sich seinem Bruder herzlich zu erkennen, und in dem Anmüthen, Therese so lange unter seinen Schutz zu nehmen, bis er sie abholen würde, einen brüderlichen Beweis. Diese Minute drängte stark an das Herz des Administrators. In dem Wesen seines jüngern Bruders lag bei freundlicher Offenheit etwas ersichtlich Vornehmes, ein gewisser Succeß des Zutrauens, das Jenem imponirte, der mitunter zurückhaltend, ja sogar blöde war. Unwillkürlich stellte er die finstere verschlossene Strenge des älteren Bruders daneben; er dachte leise an Fabia — und mit dem beengten Gefühl eines Ehemanns, der da Scheu trägt, die häusliche Kette der Gewohnheit um ein Glied zu erweitern. Um seinen schweigenden Mund spielte ein Lächeln gutmüthiger Ironie, daß er bestimmt sein sollte, die Frauen seiner Brüder zu beschützen. „Wenn es der jungen Dame nur bei uns gefällt —“ sagte der Administrator bedingungsweise, „es geht still zu im Stift. — Die Wittwe unseres ältesten Bruders, die ich sammt ihrer Pflegetochter bei mir habe — ist — unseres ältesten Bruders,“ unterbrach er sich selbst —, „der, Du weißt ja —“ aber Constanz sah den Administrator an, als hätte dieser fremd und romantisch vom Bruder Graurock gesprochen.

„Ich weiß von nichts —“ antwortete Constanz, entschlossen, sich mit keinem weitläufigen Verhältniß zu befassen,

und seine kosmopolitische Seele streifte das Band der Natur sogar im Begriffe ab, als — „wir Menschen sind hier alle Brüder —" ein rüstiges Mägdlein, das kleinste Kind der Postmeisterin an die Brust gedrückt, welche ein knappes Mieder von Leinewand umschloß, strich bei diesen Worten hurtig an ihnen vorüber, und eine schnelle Verbindung der Ideen, in richtiger Folge jener Strophe und dieses Blickes, ließ ihn an den Bruder mit dem Ordensband denken, der er einst so dankbar als einflußreich diesem schlichten Schutzfreund sein werde, wenn die Zeit dazu gekommen. „Sieh meine Frau nur selbst!" sagte Constanz, indem er auf die Laube zuschritt. Er bog ihre Zweige aus einander, und die schönere Blüthe von Theresens Angesicht lächelte durch das weiche Grün, und ihr Auge funkelte in Thränen, wie die Sonne im Thau. — Die Schönheit hat das Eigenthümliche, daß sie jedem Manne Muth einflößt. Das Herz des Administrators öffnete sich den gastfreundlichsten Gefühlen. Zudem behandelte Constanz die Sache so ganz in seinem Geiste, das heißt, so flüchtig, daß Herr Prälat glauben mußte, mit dem Asyl zu Sanct Capella sei es nur durchaus vorübergehend gemeint, und auf ein längeres Bleiben nicht abgesehen. So bewilligte er daher die Bitte seines Bruders, wenn auch nur mit einer gewissen widerstandlosen Gelassenheit. Er sah dies Ereigniß für ein Schicksal an, dem auf keine Weise zu entgehen gewesen wäre. Das leichte Gepäck war bald getheilt, ein Postwagen, worin Therese nach dem Kloster fahren sollte, geschirrt. Der biegsame Leib der schönen Gestalt, schwankte von ihrem Manne umschlungen, im Sturm des Abschieds. Zwei Ströme flossen von ihren Wangen — zwei Wochen waren erst und wie auf Rosen verflossen, seit Constanz der Ihrige war. — Mit gemischten

Empfindungen ritt der Administrator neben der Chaise her, worin die noch weinende junge Frau saß. Er warf zuweilen einen mitleidigen Blick auf Therese; die Jugend dieser Ehe rührte ihn, ihre gegenwärtige Trennung und der Zukunft ungewisses Loos. Nebenbei gedachte er und eben nicht leichten Herzens an die nächste Stunde — und hätte gern ein wenig älter sein mögen.

Frau Fabia hatte heute nicht den guten oder schönen Tag ihres Geschlechts. Eine Nachtigall, welche sie sehr liebte, und die in einem dunkeln Thurmhäuschen wohnte, das, nicht unähnlich einer kleinen Kirche, an ihrem Fenster empor hing, war an diesem Morgen ihrer Haft entschlüpft. Das arme kleine Nönnchen sang die Hora der Nacht und Natur im vergitterten Chor ihres Kerkers so himmlisch klagend, als seufze der Engel der Melodie aus dieser befiederten Brust. Josephine hörte es mit süßem Erbarmen. Frau Fabia aber, die sich selbst zu den Gefangenen Zion zählte, hatte nicht Lust, die klösterliche Philomele zu Gunsten irdischer Liebe in Freiheit zu setzen. Nun war sie entflohen, und auf dem Mädchen ruhte ein scharfer Verdacht, daß es mit lindem Urtheil, wie diesem kleinen Gottesgeschöpf himmelschreiendes Unrecht geschähe, seine Erlöserin geworden wäre. — Es gab einen Lärmen der Entdeckung, und Josephine, die sich nie gegen einen Vorwurf vertheidigte, schwieg auch diesmal, und die Schuld blieb auf ihr haften, so wie auf Fabia der Mißmuth über diesen Verlust, geschärft durch ein zweifelhaftes Gefühl der Versündigung an dem lieben Kinde. Dieser Stimmung sich erinnernd, hätte der Administrator gewünscht, seine Schwägerin vorbereiten zu können — aber da stand Fabia ganz gegen ihre Gewohnheit schon an der Thür, und ihr Gesicht — eine totale Sonnenfin=

sterniß — warf keinen Schein festlicher Empfängniß auf den anrollenden Wagen. Dem Reiter ward es schwarz vor den Augen. Er sprang vom Pferde, der jungen Dame beizustehen, welche den schönsten Fuß, der jemals über diese Erde gegangen, hell und seiden beschuht, auf den Tritt der Postchaise setzte. Therese an seiner Hand, trat der Administrator vor die Domina seiner Häuslichkeit und sprach: „Liebe Fabia! ich bringe Dir hier eine werthe Verwandte, die Frau meines Bruders Constanz, und also Deine Schwägerin, so wie Du mir. Lasse die gute Therese Dir herzlich empfohlen sein, da sie einige Zeit bei uns verweilen wird.“

Frau Fabia brachte mühsam ein fremdes Lächeln der Bewillkommung auf; der Administrator war desto freundlicher. Die eisige Kälte dieses Empfangs versetzte ihn durch die natürlichste Gegenwirkung in einen Wärmegrad, der unter allen Launen dieser christlichen Juno dem Quecksilber der zweiten Schwägerin Stand und Stange hielt. — Am Abend spät versuchte der Stiftsverweser jenes übeln Eindrucks Herr zu werden. Er sagte daher in einem Tone, der scherzhaft sein sollte, aber doch anzüglich war: „Nun, Fabia! Du warst heute absonderlich schweigsam — Du bist es noch. Ist es Verdruß, daß Dir das Vögelchen entgangen? O gönne ihm die Freiheit, das edelste Gut! Oder zürnst Du, daß ich Dir ein anderes eingebracht?“ —

„Wenn Dich nur nicht selbst ein loser Vogel etwa angeführt hätte“ — antwortete Fabia mit furchtbarem Ernste, „woher weißt Du denn, daß jener Constanz Dein Bruder war? und diese Therese wirklich seine Frau?“

„Großer Gott!“ rief ihr Schwager, „welch ein Gedanke! woher ich es weiß? Dieselbe Stimme hat es mir versichert, die mir sagte, daß Dein seliger Mann mein Bruder sei,

und mir Bürgschaft leistete für die Wahrheit seiner Aussage. Es giebt eine innerste Gewähr dafür, Fabia!"

„Nicht jeder Stimme muß man glauben —" erwiederte Fabia, indem sie sich entfärbte, und unwissend, daß sie eine classische Stelle recitire, „der Lügengeist kann alle nachahmen. — Und wäre denn solch ein Betrug etwa unerhört? Könnte jener junge Mann nicht ein Abenteurer gewesen sein, der seine sogenannte Frau gern los sein wollte? — Wie manches Kind, —" Fabia stockte, immer mehr erblassend — „wie manches Kind, wollte ich sagen — ist durch höllische Spiegelfechterei arglosen Menschen als eine lebenslängliche Last aufgebürdet worden? Denke nur an mich! Wir werden die Dame sobald nicht wieder los werden, und jedes fremde Einschreiten sollte wohl bedacht sein." —

Herr Prälat sah seine Schwägerin mit leiser Beängstigung an; es war, als ob ein dunkler Schatten von Furcht an ihm vorüberschwände. „Fabia!" entgegnete er um so heftiger, als er sich von ihrem Tone ergriffen fühlte, „welch ein Geist des Mißtrauens und übler Weissagung ist heute in Dich gefahren? Du wärest im Stande, mich zweifelhaft zu machen, wer ich selber sei. — Dein Betragen war nicht schwesterlich, auch nicht gegen mich. Du bewirthetest die arme Therese, an deren Stelle mir der Appetit zu diesem Aufenthalt vergangen wäre, mit kurzen Redensarten, einer sauersüßen Sauce, wie man sie zu einem Kalbskopf giebt, für den Du mich hältst. — Was meinst Du denn, das ich hätte thun sollen? Dem Bruder etwa meine Hand weigern, da er mir die seinige zum ersten Male entgegenreichte? Seine Bitte abweisen, oder warten, bis er mir den Taufschein zeigen könne? — Fabia! Fabia! Gastfreundschaft ist eine Blume der Humanität, welche auch von Horden und Heiden gepflegt wird. Jüngst las ich — und es hat mich

innigst gerührt — in den ungeheuren Flächen Nubiens sind kleine Zelte gesteckt, worunter die Einwohner des nächsten Ortes ein Gefäß mit Wasser füllen, daß die Reisenden nicht verschmachten dürfen im heißen Sande — und dieser Gebrauch wird heilig gehalten von jenen Negern. Sollte denn die goldne Kuppel des Klosters, das man ein Gotteshaus nannte, einem matten Blick, der das Nächste nicht absieht, nur ein Blendwerk sein, und weniger probehaltig, als das Dach von geflochtenem Bast, womit der Wind der Wüste spielt? — Du sprichst den Ruhm einer guten Christin an — besinne Dich, wie oft die Apostel die geheiligte Pflicht einer gastfreien Aufnahme den Bekennern ihrer Lehre empfehlen. Herberget gerne! Seid gastfrei ohne Murren — doch Du kennst die Vorschriften der Bibel besser, als ich. So gleiche denn der Wittwe von Sarepta, deren gesegneter Oelkrug nie erschöpft wird. Sei gelinde, Fabia! doch gieße nicht Oel ins Feuer. Du schlägst mir die Hoffnung nieder, daß Therese eine Schwester an Dir finden würde — doch schlägst Du mich damit nur zu ihrem Ritter, und zwingst mich, sie gegen Dich zu vertheidigen."

Diese letzteren Worte ihres Schwagers wirkten am schlagendsten auf die Zweiflerin. Sie hoffte, der Bruder ihres Mannes, auf den Frau Fabia ein mütterlich-eifersüchtiges Auge hatte, werde sich in der Anfechtung behaupten — und der Friede ward zwischen ihnen geschlossen. Dieser erste Abend gab den Ton an, der sich während der Anwesenheit Theresens im Stifte nie in Harmonie auflös'te. Unsere Leser finden ihn in der Verstimmung, womit die Geschichte dieses Buches anhebt. Seltsam war es jedoch, daß die Vorhersagung der Frau Fabia sich als richtig bewährte, es ist traurig — aber es ist in Wahrheit, daß der Erfolg das

Mißtrauen öfter rechtfertiget, als die Zuversicht. Constanz schrieb nach langer Zeit — es mußten Briefe verloren gegangen sein — aus weiter Ferne. Er war dem Interesse des Gesandten verkettet, und konnte die Fessel nicht sprengen; doch vertröstete er sich und sie wie ein Liebender. So hatte zweimal schon die Laube der Posthalterei zu Leidthal geblüht, und Therese, die sich behaglich in Sanct Capella eingerichtet hatte, und deren Sinn in harmloser Lebensphilosophie der Gegenwart angehörte, dachte je länger, je leiser an jenen Tag des Abschieds. Nur in bösen Stunden wünschte ein banges Gedenken ihres Mannes ihn zurück, und ein Gefühl, daß sie hier nur gelitten sei, und deßhalb leide — kam über sie. Therese hatte mehr ein Gemüth für die heitere Lust des Lebens, die jeden Augenblick genießt, als für der Liebe tiefe Sehnsucht. Das letztere Schreiben hatte eine nahe Rückkehr hoffen lassen, die nur noch von einigen Ausgleichungen abhänge. Seitdem aber bestätigte kein Weiteres diesen Abschluß und daß auf seine baldige Ankunft zu rechnen wäre. Dies Alles hatte, in eine präcise Mittheilung gedrängt, der Administrator, dem wir vielleicht die schweigende Kürze der Erzählung ablernen möchten — dem Major Feldmeister vertraut. Und dieser erwiederte jetzt: „Ich sehe wohl, Freund! Sie konnten füglich nicht anders — Sie können weder dafür, noch etwas ändern, obschon, ich behaupte es redlich, solch ein Zusammenleben nichts taugt. Verlangen soll es mich aber doch, ob der Herr Bruder kommen wird. Ad vocem! kommen! es kommt noch Jemand, Freundchen! mit Ihrer Genehmigung, versteht sich. Diesen Morgen schon wollte ich es Ihnen sagen; aber die lieben Schwägerinnen hatten mich ganz confus gemacht, und das Bein hier hat mir das Gedächtniß abwärts gezogen. —

Der Major fuhr mit der Hand sacht an dem gichtischem Knöchel nieder, streichelte den Faust und hob an: „Es giebt eine Sympathie der Erfahrung. Gestern früh erhalte ich ein Billet vom Oberst Milch; ein Name für ein Wochenkind, und nicht für einen Soldaten, nicht wahr? Dieser, mein alter Freund, sollte Feuer heißen, denn er hat den Teufel der Bravour im Leibe. Also, er thut mir schriftlich seinen Wunsch kund und zu wissen, mich in der Posthalterei in Leidthal zu sprechen, da die Zeit ihm nicht erlaube, den Umweg über Sanct Capella zu nehmen. Er kam mit seiner Frau von D —. und hatte den Reitknecht von der letzten Station aus zum Behuf der Eile voraus gesandt. Ich machte mich alsbald auf. Die Oberstin saß, weil es draußen so hübsch und drinnen dunstig heiß war, in derselben Laube, und, ich wollte wetten, nicht einen Zollbreit weiter auf der Bank, als Therese. Ihr Gesicht war hochroth von der Herbstluft, der Oberst aber fror ein wenig, und trank ein Glas Wein; die offne Flasche stand auf dem Tische. Wir waren die Alten. Der Oberst scherzte über die Gluth seiner Frau, und sagte, sie hätte meinetwegen wie auf Kohlen gesessen. Du könntest von uns sagen, setzte er hinzu, wir sähen aus wie Milch und Blut — das giebt ein zartes Bouquet, Du darfst es nur binden. Und dabei umarmte er mich derb und herzlich. Er ist so dick geworden, daß man ihn wie ein Faß binden möchte — taugt nichts, solche Corpulenz. Unterdessen verduftet dies Bouquet hier — antwortete ich, und steckte den Stöpsel in die Flasche. Du bist recht hübsch geworden in der Carthause, spöttelte der Dicke, das wird Deinem Neffen drollig vorkommen. Er empfiehlt sich, und will Winterquartier bei Dir machen. Ist der Junge toll? platzte ich heraus; doch es wird wohl nur Dein

Spaß sein. Die Oberstin lachte wie Dame Kobold. Nein, nein! versicherte ihr Mann, es ist dem Lieutenant voller Ernst damit. und daß Du es nur weißt, er will einer hoffnungslosen Leidenschaft entfliehen. Der Oberst machte eine ernste Miene. Ich gerieth in Harnisch und sprach: Das wäre mir gemüthlich, daß ich ihm Zuflucht gäbe vor einer dummen Liebschaft, die nichts taugt. — Er hat sich um einer Dame willen geschossen — entgegnete mir Jener kleinlaut, gönne ihm daher die Zuflucht Deines Klosters, daß er in dieser Abgeschiedenheit Ruhe habe, und an Seele und Leib genese. — Möchte einem nicht gleich der Schlag vor Aerger rühren! rief ich entrüstet, und der Schrecken war mir wirklich in alle Glieder geschlagen; ich hielt den Rudolph für vernünftig. Erzürne mir den Major nicht — sagte die Oberstin begütigend, und erzählte mir nun eine närrische Historie, die den Lieutenant forttreibt und Ursach sein wird, daß er um Versetzung anhält. In seiner Garnison lebt eine alte adelige Dame von wunderlicher Art. Ihre Wohnung ist ein Antiquitäten-Cabinet, sie selbst geht auffallend einher, und stets wie ein Kinderspott der Redoute. Man hält sie für reich, doch auch für geizig, denn außer der Fliege, der sie das Leben schenkt, kann sich kein lebendes Wesen einer Gabe von ihr rühmen. Ihr Anblick muß etwas Unheimliches haben. Wer sie sieht, weicht ihr aus, — die Fee Fanferlüsche, diesen Namen führt sie. Und doch ist dieß verrufene Mütterchen ein alter Ueberall. Vor Kurzem ist zu Ehren einer städtischen Feier großer Ball, und alle Honoratioren sind geladen. Alles ist im höchsten Glanz, die Damen im allerschönsten Putz sitzen wie am Faden gereiht. Da tritt jene Alte in den erleuchteten Saal, wie eine gespenstische Mode des vorigen Jahrhunderts — sagte

die Oberstin. Es entsteht ein Aufsehen, die kleine Gnädige kommt ins Gedränge, wird abseits geschoben und verliert einen Schuh. Doch was für einen? Frau von Milch hatte die Güte mir das Corpus delicti zu beschreiben. Ein Pantöffelchen von geblümten Silbermoor, mit einer Schleife vorn von gesponnenem Glase. Ist es nicht, sagen Sie, Freund, als ob man in der blauen Bibliothek aller Nationen läse?" Der Administrator nickte lächelnd. „Ein allgemeines Gelächter!" fuhr Major Feldmeister fort, „die Officiere zerren den Schuh hin und her — da schwankt die Alte, wird bleich wie Asche, als würde sie auf der Stelle zusammensinken. Mein Neffe — ein braver Junge ist der Rudolph doch! stürzt wie ein Satan herbei, spricht davon, wie wenig Ehre dabei sei, eine kindische Matrone bloß zu stellen — reißt den Pantoffel von der Säbelspitze, womit ein Jäger-Officier ihn aufgespießt hat, hebt die Alte in einen Sessel, und zieht ihr vor vielen hundert Augen ihren Schuh wieder an." Der Major athmete tief.

„Dies ist ein hübscher Zug vom Lieutenant Feldmeister," fiel hier der Freund seines Oheims ein, „der mir sehr gefällt. Es gehört meines Bedünkens ein größerer Muth dazu, diesen kleinen Pantoffel zu fangen, als einen feindlichen General; und es mag dem braven Artilleristen leichter geworden sein, sich einer tüchtigen Salve auszusetzen, als dem Arsenal des Spottes. Das Gefühl, das einen jungen Mann seines Gepräges gegen die Schmach einer schutzlosen alten Frau bewehrt, ist wahrhaft ritterlich."

„Das meine ich auch —" sagte der Major, und seine Augen funkelten. „Mein Neffe," fuhr er fort, „war der Held des Abends, tanzte aber keinen Schritt. Jener Officier hatte sich für beleidigt gehalten, und den Rudolph auf

Pistolen gefordert. Er ward in die Achsel verwundet, aber nicht schwer. Sein Gegner kam auch nicht ungehuscht davon. Man witzelte leise, des Lieutenants Dame hätte einen Schuß, und er nun auch einen; doch Niemand wagte mehr ein lautes Wort an ihn; denn wie verträglich der Junge auch ist, er hätte sich mit dem ganzen Officiercorps gerauft. Die gnädige Alte rauft sich die eisgrauen Haare aus, als sie erfährt, der junge Mann hätte ihretwegen mit blauen Bohnen gespielt. Die Geschichte machte Aufsehen. Wie nun der Arme Rudolph des Abends allein liegt, meint er, das Wundfieber stelle sich ein, und glaubt ein Phantom zu sehen. Vor seinem Bette bewegt sich ein Quantli, die Kammerfrau der Dame Fanferlüsche, klein und krüppelhaft wie ein verdorrter Zwergbaum. Sie sagt, wie es der Gnädigen doch so jämmerlich leid thue, daß der Herr Lieutenant sich Unannehmlichkeiten zugezogen hätten. Sie bitte ihn durch den Mund ihrer Dienerin, seines jungen Lebens zu schonen und beifolgende Kleinigkeiten zur Linderung seiner Schmerzen von ihr anzunehmen. Dabei packt sie aus. Binden, fein wie Battist, Charpie, Eingemachtes in Tassen, wie sie der Kaiser von China von seinem Ahnherrn geerbt haben mag, Tamarinden zum Beispiel, deren eingesottener Zucker versteinert war, und die, wie mir die Oberstin sagte, eine wirksame Kraft haben sollen, das Fieber zu vertreiben. Zugleich schickt sich die uralte Zofe an, meinen Neffen zu pflegen und die Nacht über bei ihm zu bleiben, und thut wie zu Hause. Darüber wird nun der Rudolph beinahe grob. Er sagte, sein Bursche halte Wacht bei ihm und auf Ordnung, so bedürfe er Niemand. Nichtsdestoweniger bleibt die alte Seele freundlich und höflich, und kommt von nun an alle Morgen, die Gott der Herr giebt, um sich

nach dem Befinden meines Neffen zu erkundigen, und immer bringt sie etwas zugeschleppt, eine Nachtlampe sogar, einen kleinen Fußteppich vor das Bett, damit er nicht hart auftrete, und hundert Kleinigkeiten, auf die ein Garçon nichts giebt. Der Regiments-Chirurgus sieht es, lächelt und schweigt — und dieses Lächeln schneidet dem Patienten tiefer ein, als sein wundärztliches Messer. Einmal nur sagt Jener: Sie scheinen die Wunderlampe überkommen zu haben, die dem Aladin verloren ging — nehmen Sie nur Ihr Glück besser in Acht — lieber Feldmeister. Aber dem Rudolph ist der Gedanke unerträglich, daß auf der Kugel, auf die er sein Leben gesetzt, solch eine greuliche Fortuna stände. — Und als nun die Geschäftsträgerin kommt, und ihm, Namens ihrer Dame, ein schönes Logis im Hause derselben anbietet, auf daß die Gnädige ihm ihre Dankbarkeit nahe und anders noch beweisen könne — da schüttelt er sich, und dies überhäufte Vergelten eines kleinen Dienstes, den er am liebsten vergessen möchte, wird ihm über allen Ausdruck widrig. So trägt der arme Junge, dem es in seinen Verhälltnissen so wohl gefiel, darauf an, daß er versetzt werde, und einstweilen will er hierher kommen. Was meinen Sie nun dazu?"

„Ich kann es dem Lieutenant Feldmeister nicht verdenken," antwortete der Administrator, „und würde in seinem Falle vielleicht eben so denken und handeln. Diese Erfahrung liefert wieder einen Beweis, daß man Jemand durch die stärkste Nothhülfe nicht halb so sehr verpflichtet, als wenn man ihn einer kleinen Verlegenheit überhebt. Und dann auch, daß die Ritterlichkeit im Benehmen eines Mannes das Geheimniß jedes Sieges über eine Dame enthält, sie möge nun eine Methusala an Jahren, und so geizig und

hartnäckig sein, wie sie nur wolle. Solcher Courtoisie widersteht keine.“ —

„Der Rudolph würde,“ sprach der Major, „dem Verdacht der Erbschleicherei, dem niedrigsten, der auf einem ehrenwerthen Menschen haften kann — auf keine Weise entgangen sein. So ist es gut, daß er Reißaus nimmt. Diese Retirade lasse ich mir gefallen. Sie haben als Vorstand unseres Invalidenhauses also nichts dawider, daß der wackere Junge für einige Monate meine Wohnung theile?“ —

„Es wird für ein besonderes Zimmer gesorgt werden,“ sagte Herr Prälat, „und daß ihr Neffe sich hier so gemächlich als möglich fühle. Ist doch Raum bei uns da — wie im Himmel; und sollten wir alle diejenigen aufnehmen, welche ihrem Vortheile entfliehen, so würden wir noch Gelaß übrig behalten.“

Des Majors Gesicht verklärte sich. Er blickte in helle Abende und sprach: „Wir spielen das l'Hombre alsdann mit dem Moor — der Moorhausen scheint mir in eine Ihrer Schwägerinnen verliebt, denn er quält mich beständig, ihm Entree bei den Damen zu verschaffen. Nun — mit dem hat es keine Gefahr. Aber — Hm! wird auch der Rudolph Unheil anrichten im Stifte? Frau Therese ist ein entzündbarer Stoff, und die Kleine wahrhaftig hübsch genug.“

„Die bewacht Fabia,“ versetzte der Administrator mit trüber Ruhe.

„Was das betrifft,“ entgegnete der Major, „meine Frau sang ein altes Lied, das ich immer gern hörte; es hatte einen Refrain: Denn wenn ich nicht selbst mein Herz bewache, o so hilft kein Argus und kein Drache. Mit allem

Estime gegen die Frau Schwägerin gesprochen. Josephine ist ein stilles Wässerchen" —

„Und tief!" fiel Herr Prälat ein, „aber im reinsten und höchsten Sinne. Sie gleicht einem jener lichtentflossenen Ströme, die Swedenborg entzückten Geistes fließen sah."

Der Major sah seinen Freund nachdenklich an und sprach: „Auch wünsche ich von Herzen, daß dies Bächlein in das Bette eines Flußgottes geleitet werden möge, der es nie in Thränen fließen läßt, sie müßten denn vor Freude geweint sein." — Jener schwieg.

Stimme gegen die Frau Schwägerin gesprochen. Josephine ist ein stilles Wässerchen." —

„Und tief!" fiel Herr Prälat ein, „aber im reinsten und höchsten Sinne. Sie gleicht einem jener lichtumflossenen Ströme, die Swedenborg entzückten Geistes fließen sah."

Der Major sah seinen Freund nachdenklich an und sprach: „Auch wünsche ich von Herzen, daß dies Bächlein in das Bette eines Flußgottes geleitet werden möge, der es nie in Thränen fließen läßt, sie müßten denn vor Freude geweint sein." — Jener schwieg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 53

Hannover 1843

P.o.germ. 571 s-48/55
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014590-7